

---

## Siebentes Buch.

Von Karln dem Großen bis auf die  
Kreuzzüge, 300 J.

---

### Erstes Kapitel.

Der fränkische Karl der Große bildet eine der an-  
sehnlichsten Monarchien in Europa.

---

Bey dem Anfange dieses Zeitraumes spielten  
 unter allen Völkern der Welt die Araber die  
 vornehmste Rolle. Ihr Reich erstreckte sich  
 vom Indus bis in das südliche Gallien, und  
 sie herrschten nicht nur in Vorderasien, sondern  
 auch in Nordafrika, und im südwestlichen Eu-  
 rropa.

Galletti Weltg. 6r Th.

§ 100.

ropa. Eine größere Macht hatte, seit dem römischen Kaiserthum, kein Volk, kein Staat besessent. Durch die Araber war das große oströmische Kaiserthum fast bloß auf seine Besitzungen in Europa eingeschränkt. Aber auch diese konnten die Kaiser zu Constantinopel nicht mehr ganz behaupten. Die Longobarden und der Pabst entrißten ihnen ihre Provinzen in Italien, und nun bekamen sie an den fränkischen Königen Nebenbuhler, die ihr Ansehn in Europa gar sehr verdunkelten.

Pipin der Kleine, der den merowingischen Königsstamm der Franken im Kloster verdorren ließ, hatte bey seinem Tode (768) zwey Söhne, die Karl und Karlmann hießen. Diese theilten sich in die Regierung über die Franken und andre mit denselben verbundene Völker. Da sie aber, in Ansehung ihrer Rechte, eben so wenig als die merowingischen Könige, sich vereinigen konnten, so lebten sie fast beständig in Streit. Karlmann starb jedoch schon nach einigen Jahren (771), und Karl machte sich kein Bedenken daraus, der herrschenden Sitte gemäß, die unmündigen Söh-

ne seines Bruders von der Regierungsfolge auszuschließen.

Die Mutter dieser Prinzen, Karlmanns Gemahlin, war die Tochter des longobardischen Königs Desiderius. Auch Karl hatte eine Tochter desselben zur Gemahlin gehabt. Er heyrathete sie, obgleich der Pabst Stephan IV, dem doch Desiderius einmal das Leben gerettet hatte, alle seine Beredsamkeit aufboth, um ihn von der Verbindung mit einer Prinzessin von einer so treulosen und niedrigen Nation, wie er sie nannte, abzuhalten. Er heyrathete sie aber nicht nur, sondern er machte sich im Ehevertrage noch besonders verbindlich, sie nicht zu verstoßen, oder zu mißhandeln. Zwölf Edle beschworen das, was er versprach, und dennoch hielt sich Karl schon nach wenig Jahren (771) berechtigt, unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit, sie wieder nach Hause zu schicken.

Zum Desiderius, der durch diese Behandlung einer seiner Töchter sich schon sehr gekränkt fühlte, kam nun auch die andre, Karlmanns Wittve mit ihren Edhnen, um bey  
 8 2 ihm

ihm gegen den Schwager Hülfe zu suchen. Wenn Desiderius auch noch nicht den Entschluß gefaßt hätte, die Rechte seiner Nefen zu vertheidigen, so würde ihn die Aufmunterung der Freunde ihres Vaters unter den fränkischen Großen schon dazu bestimmt haben. Um nun die Königsrechte der Söhne Karlmanns befestigt zu sehen, bath Desider den damaligen Pabst Hadrian, zu dessen billigen Gesinnungen er ein gutes Vertrauen hatte, ihnen die Krone aufzusetzen, so wie sie sein Vorgänger Stephan dem Pipin aufgesetzt hatte. Für den Pabst war aber des fränkischen Kalrs Freundschaft viel zu wichtig, als daß er dem longobardischen Desiderius seine Bitte hätte gewähren können. Seine abschlägliche Antwort verdroß den letzten so sehr, daß er, um sich zu rächen, einen Theil des römischen Kirchengebiethes besetzte. Nun that ihn Hadrian in den Bann; und rief er den König Karl herbey, um der Kirche des heiligen Petrus gegen die Longobarden Schutz zu verleihen. Karl suchte erst einen Vergleich zwischen dem Desiderius und dem Pabste zu vermitteln; da

De

Desider aber durchaus nicht nachgeben wollte; da viele longobardische Herren, die über die bisherige Regierung unzufrieden waren, Karln zum Feldzuge aufmunterten, so begann er endlich (774) eine Kriegsunternehmung, von welcher ihn weniger Neigung, als Vorsichtigkeit, zurück gehalten hatte. Karl drang, ungeachtet die Longobarden die Zugänge zu den Alpen besetzt hatten, dennoch in Italien ein. Desiderius, der dem fränkischen Könige im freyem Felde nicht lange widerstehen konnte, mußte sich in seine Hauptstadt Pavia einschließen. Er rechnete auf der Franken Unerfahrenheit in Belagerungen; allein Karl schloß Pavia auch während des Winters so ununterbrochen ein, daß sich diese Stadt, durch Hungersnoth und ansteckende Krankheiten bedrängt, nach zehn Monathen ergeben mußte. Den gefangenen Desiderius ließ der Sieger Karl erst zu Vättich, und hernach zu Corbie, in ein Kloster einsperren. Desiders Sohn Adalgis hatte schon vorher die Thore der Stadt Verona öffnen müssen, wo auch Karlmanns Wittve und Söhne in Karls Gewalt geriethen. Adalgis fand Ge-

legenheit, nach Constantinopel zu entweichen, wo ihm kein Beystand, sondern nur die Würde eines Patricius, zu Theil wurde. Das longobardische Reich bekam nun den König Karl zu seinen Oberherrn; doch behielt es seine eigene Verfassung.

Der Papst Hadrian genoss jetzt die Freude, den furchtbarsten Feind der römischen Kirche, und ihrer Vorsteher, völlig unterdrückt zu sehen. Er nahm daher den König Karl, als er nach Rom kam, mit den ausgezeichnetsten Beweisen der Achtung und Dankbarkeit auf. Er schickte ihm den Senat und die vornehmsten Beamten der Stadt entgegen. Karl zog im Triumph in Rom ein. Der Papst empfing ihn auf der obersten Stufe der Peterkirche, und während daß er den König Karl zärtlich umarmte, stimmte die zahlreiche Geistlichkeit die Worte an, „gebenedeyt sey, der da kömmt im Namen des Herrn.“ Auf dem Grabe des h. Petrus schworen Karl und der Papst einander ewige Freundschaft zu, und an dieser ehrwürdigen Stelle bestätigte Karl dem Apostel Petrus, dem vermeynten Stifter des päpstlichen

lichen Stuhles, das Gebieth, welches ihm sein Vater Pipin eingeräumt hatte. Es gab aber, außer dem eigentlichen longobardischen Reiche, noch verschiedene Staaten, welche longobardische Fürsten im Besiz hatten. In Oberitalien war das Herzogthum Friaul vorhanden, und in Unteritalien lagen die Herzogthümer Spoleto und Benevento, welche fast das ganze jetzige Königreich Neapel in sich begriffen. Auch auf diese machte Karl Anspruch, und da der Herzog von Friaul, nebst mehreren andern longobardischen Fürsten, welche das unbarmherzige Verfahren Karls und seiner Generale zur Verzweiflung brachte, den Prinzen Adelgis nach Italien riefen, so brauchte dieß Carl zum Vorwande, den Herzog von Friaul enthaupten zu lassen, und sein Land in eine Provinz zu verwandeln. Der Herzog von Spoleto erkannte seine Oberherrschaft an; der Herzog von Benevent behauptete aber seine Unabhängigkeit noch ziemlich lange. Er trat endlich (786) der Kirche des h. Petrus Capua und andre Städte ab, und verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut von 7000 Goldstücken. Auch mußte

der Herzog versprechen, seine Münzen mit dem Nahmen des Königs Karl zu bezeichnen, und sowohl seine Kopf- als Barthaare nach fränkischer Sitte zu tragen.

Als Besizer des longobardischen Reiches, war König Karl der mächtigste Monarch in Italien. Da er nun zugleich der Schutzherr Roms, und der Kirche des h. Petrus, war, so galt sein Ansehn so viel, daß der Titularherr, der Kaiser zu Constantinopel, endlich ganz in Vergessenheit gerieth. Der Pabst hielt es jetzt nicht einmal für nöthig, in den öffentlichen Verordnungen und Befehlen den Nahmen des Kaisers zu erwähnen. Indessen gab es doch in Rom noch immer zwey Partheyen; eine griechische und eine fränkische, und Gregor II schien sich von der letztern etwas abziehen. Allein Leo der III der (795) auf Gregor II folgte, schloß sich wieder fester an die Franken an. Er schickte dem Könige Karl nicht nur die Schlüssel zum heiligen Grabe, und die römische Stadtfahne, sondern er ließ ihn auch bitten, durch Bevollmächtigte die Huldigung der Römer zu empfangen. Ehe aber

Karl



Karl seinem Antrage Gnüge leisten konnte, wurde Leo, auf Veranstaltung der Griechischen, über seine päpstliche Regierung mißvergnügten Parthey, bey einem feyerlichen Umgange überfallen, und gewaltig gemißhandelt. Kaum rettete er, durch Hülfe der Oberhäupter der fränkischen Parthey, sein Leben, oder wenigstens seine Augen. Er war jedoch in Rom so wenig sicher, daß er es für nöthig hielt, den mächtigen König Karl persönlich um seinen Beystand zu bitten. Er gieng daher nach Frankreich, und von da nach Deutschland, wo er den König, der gegen die Sachsen zu Felde lag, in der Gegend des jetzigen Paderborns, auffuchen mußte. Leo wünschte, daß ihn Karl selbst in seine Würde wieder einsetzen möchte; dieser schickte ihn aber mit seinen Bevollmächtigten, und mit einem ansehnlichen Gefolge, voraus, und folgte erst nach einiger Zeit (800) selbst nach. Als Karl die Sache untersuchte, fand er, daß die Beschwerden, die man über den Pabst führte, nicht ungegründet waren, und seine Entschliesung wankte daher einige Zeit, bis ihn der berühmte Alcuin bewog, sich des Pabstes anzunehmen.

nehmen. Dieser beschwor ja auch von der Kanzel in der Peterskirche herab seine gänzliche Unschuld. Schon zu Paderborn hatten Leo und Karl öftere und lange Berathschlagungen gepflogen; schon zu Paderborn mochte Leo, um Karl desto glücklicher auf seine Seite zu ziehen, sich verbindlich gemacht haben, ihm den Glanz der Kaiserkrone zu verschaffen. Nun brachte es Leo in der feyerlichen Versammlung der Oberhäupter der Stadt Rom leicht dahin, daß man den Entschluß faßte, den mächtigen König der Franken zum Kaiser auszurufen. Die Annahmung des Rechtes, die occidentalische Kaiserwürde wieder herzustellen, mußte die Repräsentanten der römischen Bürgerschaft ja allerdings schmeicheln! Daß niemand es wagen würde, Karl dem Kaisertitel streitig zu machen, das konnte man leicht voraussehen. Es kam jetzt nur noch auf eine schickliche Gelegenheit an, das Publicum mit dieser Veränderung bekannt zu machen. Man wählte hierzu den feyerlichen Gottesdienst des ersten Weihnachtstages (800). Karl war, so sehr er auch das Gegentheil versichert haben soll, mit dem,

was

was vorgehen würde, gewiß nicht unbekannt. Er erschien ja in der Kirche in der Kleidung eines Patriciers, die er so selten anzulegen pflegte. Man muscirte den gewöhnlichen Ordnungstext, als der Papst dem während der Messe vor dem Altare knienden Karl eine kostbare Krone aufsetzte, und diese Handlung mit dem Ausrufe begleitete: „es lebe der große und friedliebende Kaiser Karl!“ Von allen Spitzen der Kirche hallte dieser Ausruf mächtig wieder. Karl und sein Sohn Pipin ließen sich hierauf vom Papste salben. Karl setzte sich auf einen Thron; der Pabst bewies ihm seine Ehrerbietung; man überreichte Karlu den kaiserlichen Schmuck, und dieser kehrte nur in feyerlichem Zuge, und unter dem frohlockenden Zurufe des Volkes, nach seinem Palaste zurück. Karl mußte für die Ehre, die ihm hier zu Theil wurde, sich dankbar beweisen, und der Stadt Rom, deren Oberherr er wurde, große Vorrechte gestatten. Er übernahm von neuen die Verbindlichkeit, die heilige Kirche, und den päpstlichen Stuhl, zu vertheidigen.

Dem

Dem Hofe zu Constantinopel konnte die Wiederherstellung der occidentalischen Kaiserwürde nicht gleichgültig seyn; allein die damalige Lage dieses Hofes erlaubte ihm nicht, sich dieser Wiederherstellung mit Nachdruck zu widersetzen. Der unselige Bilderstreit wirkte noch immer fort \*). Constantin V, der zur Freude der Bilderverehrer (775), an einer schmerzhaften Krankheit starb, hatte seinen Sohn Leo V, zum Nachfolger, der mit der Irene, einer Griechin aus Athen, verheyrathet war. Er fand unter ihren Kopfstücken zwey Bilder. Dieß bewog ihn, sich von ihr scheiden zu lassen. Aber nicht lange hernach (780) war er todt. Da sein Sohn Constantin VI Porphyrogenitus, erst 10 Jahre alt war, so regierte Irene als dessen Vormünderin. Sie verlobte ihren Sohn mit der Notrudis, einer Tochter Karls des Großen, besann sich aber aus Besorgniß, daß er zu mächtig werden möchte, wieder anders, und nöthigte ihn, eine Armenierin zu heyrathen. Die Armee rief ihn hierauf (790) zum Kaiser aus. Er entfernte nun zwar seine Mutter; durch ihre weib-

\*) Theil v. S. 414.

liche List besiegt, ließ er sie aber bald wieder zurückkommen, und die eben so boshafte als herrschsüchtige Irene, wußte nun ihren Sohn bey dem Volke so verhaßt zu machen, daß sie es (797) wagen durfte, ihn in Verhaft zu nehmen, und der Augen zu berauben. Sie unterhandelte (801) mit Karln dem Großen wegen einer Vermählung, und der Vereinigung beyder Kaiserthümer; aber die Großen des Reichs waren darüber so mißvergnügt, daß sie (802) abgesetzt wurde. Nun bestieg der bisherige Oberschatzmeister, Nicephorus I, den Thron, der Karln dem Großen den Kaisertitel feyerlich zugestand.

Karl verpflanzte die fränkische Oberherrschaft nicht allein über die Alpen, sondern auch über die Pyrenäen nach Spanien. Dieses Land, welches die Araber nach den ihnen vorzüglich bekannten Vandalen, die ehemals hier gewohnt hatten, Andalusien nannten, stand unter den Statthaltern von Westafrika, bis ein Prinz von dem Geschlechte der Omayyaden Spanien in ein unabhängiges Königreich verwandelte. Diese Revolution war die Folge von  
einer

einer andern, die sich im Hause der Chalifen ereignet hatte. Die haschemische Familie konnte es nicht vergessen, daß sie durch die Omajjaden um die Chalifen-Würde gebracht worden war. Ihre Rache suchte glimmte im Verborgenen fort, bis sie, aber freylich erst nach beynähe hundert Jahren, eine günstige Gelegenheit zum Ausbruche fand. Die Chalifen aus dem Geschlechte der Omajjaden waren seit einiger Zeit von ihrem Ansehen gewaltig herab gesunken. Sie eroberten keine Länder mehr, und der fränkische Majordom, Karl Martell, hatte sie mit schrecklichem Nachdruck aus Frankreich zurück gewiesen. Sie wirtschafteten dabey mit den Einkünften der Staatskasse so schlecht, daß sie sich genöthigt sahen, den Sold der Truppen zu vermindern. Dieß machte ihre Regierung verhaßt, und die Familie Haschem bekam dadurch Gelegenheit, das Chalifat ihnen wieder aus den Händen zu winden. Dieß geschah um eben die Zeit, als die Merowinger durch ihre ehemaligen Majordome verdrängt wurden. Abul Abbas, mit dem sich die Reihe der Chalifen von seinem Geschlechte

te anfängt, übte an dem letzten omaijadischen Chalifen Merwan eine schreckliche Rache aus; wenigstens konnte er ihr keinen Einhalt thun. Auf 90 Omaijaden wurden (750) bey einem Gastmahle auf einmal ermordet. Dieses Gastmahl war eigentlich zur Ausöhnung bestimmt. Die Speisen waren schon aufgetragen, als der Dichter Schabl die Abbassiden durch ein Gedicht zur Blutrache aufforderte. Der hierdurch in Wuth versetzte Abbasside Abdallah läßt, weil es an Dolch und Schwert gebricht, die eingeladenen Omaijaden mit Feltspangen niederschlagen, und während daß sie, unter Fußteppigen liegend, stöhnend und wimmernd mit dem Tode ringen, genießt Abdallah über ihnen das Mahl, welches ihm die gesättigte Blutrache noch schmachhafter macht. Aber nicht allein Abdallah, sondern auch andere Generale des Abul Abbas, wütheten gegen die Anhänger des gestürzten Hauses Omaija auf die unmenschlichste Weise. Abu Mosjem ließ derselben allein auf 600,000 durch die Hände des Scharfrichters sterben. Und wie viele mögen noch in Schlachten und Gefechten umgekommen seyn!

Einer

Einer von den wenigen Omaiaden, die dieser schrecklichen Rache entgingen, Abd or Rahmann, war so glücklich, nach Afrika zu entweichen, und günstige Aufnahme zu finden. Da nun die Regierung der Abbassiden in Spanien verhaßt war, so luden die Feinde derselben den Abdorhaman ein, der, mit einiger Mannschaft (755) glücklich landete, und von seiner Parthey unterstützt, ein besondres Chalisfat in Spanien stiftete, welches sich über alle arabischen Besitzungen auf dem festen Lande von Europa erstreckte, und 250 Jahre fortdauerte. Die Abbassiden behielten aber noch immer ihre Anhänger, und die Statthalter von Saragossa und Huesca wagten es, sich gegen den Abdorhaman zu empören. Sie kamen selbst zu Karl nach Deutschland, bathen sich seinen Beystand aus, und versprachen ihm ihre Unterwerfung. Karl, der eine Gelegenheit zu Eroberungen nicht leicht unbenußt ließ, zog (778) mit zwey Heeren über die Pyrenäen, die bey Saragossa zusammenstießen, und ganz Aragonien besetzten. Auf dem Rückzuge führte ihn der Weg durch die Gebirgswege von  
 Nonce-



Ronceval. Die nach der großen Beute seiner Armee lästernen Vasken (Gasconner) überfielen den Nachtrab derselben, bey welchem sich das Gepäck befand, und richteten unter den zusammengedrängten Franken eine schreckliche Niederlage an. Unter den vielen Edlen, die hier dem ungleichen Kampfe unterlagen, befand sich auch, der Dichter-Sage nach, der berühmte Roland, Karls des Großen Neffe, dessen Heldenthaten der italtenische Dichter Ariosto ein so schönes poetisches Denkmahl gestiftet hat. Die Eroberung, die Karl mit dem Tode so vieler braven Leute bezahlt hatte, gieng aber (781) bald wieder verlohren, und Karl begnügte sich damit den Zustand der Christen in Gallizien, Asturien und Biscaya etwas verbessert zu haben. Indessen setzte doch sein Sohn, der König Ludwig von Aquitanien, den Krieg mit den spanischen Arabern so lange fort, bis die Franken, in dem zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegenden Theile von Spanien, ihre Herrschaft befestigt hatten. Sie mußten diesen Landstrich, den sie erst zur Wüstenei gemacht hatten, durch christliche Emis-

Galletti Weltg. 6r Th.                      G                      granz.

granten aus dem arabischen Spanien wieder bevölkern. Da ein Markgraf (Gränzgraf) den Oberbefehlshaber dieses Bezirkes vorstellte, so wurde er deswegen die spanische Mark genannt.

Auch jenseits des Rheins, in Deutschland, breitete Karl der Große die fränkische Monarchie sehr ansehnlich aus. Er unterwarf sich die Bayern und die Sachsen. Jene, Nachbarn der Alemanen, mit welchen sie, in Ansehung der Sprache, der Sitten und der Gesetze, übereinstimmten, standen, seitdem die römische Herrschaft aufgehört hatte, erst unter dem Odoacher, und sodenn unter den Ostgothen, welche ihr Land an die austrasischen Franken abtraten. Dieses erstreckte sich, von der Ems bis zum Lech, von den Alpen bis zur Donau und dem böhmischen Walde. Sie hatten ihre eignen Herzoge aus Agilolfings Stamme, die sich von der fränkischen Herrschaft zu befreien suchten, aber in ihren Bemühungen nicht glücklich waren. Das traurigste Schicksal aber traf den jungen Herzog Thassilo, dessen Mutter, Pipins des Kleinen Tochter, und Karls des Gro-

ßen Schwester, war. Thassel und Karl, die mit einander aufwuchsen, fühlten die freundschaftlichsten Gefinnungen für einander, bis diese im reifern Alter durch politische Entwürfe verdrängt wurden. Thassel hatte, so lange Karl seine Macht noch nicht genug befestigt fühlte, es wagen dürfen, den unabhängigen Herrn zu spielen. Er hatte unter andern seinen Sohn Theodo schon zum Mitregenten erklärt. In dessen durfte er sich dem Aufgeboth des fränkischen Königs doch nicht entziehen, und da traf ihn das Loos, daß er den Vater seiner Gemahlin, den König Desiderius, mußte unglücklich machen helfen. Wie sehr mußte sein Zutraun zu Karl dadurch geschwächt werden! Und wie leicht konnte er ein ähnliches Schicksal ahnden! Dieses verkündigte ihm bald Karls Verlangen, daß er ihm, so wie seinem Vater, huldigen sollte. Nur mit Mühe, nur durch Vermittelung des Papstes, entschloß sich Thassel endlich, Karl zu Worms den Eid der Treue zu schwören, und diese Treue durch zehn Geißeln zu verbürgen. Er hatte seinen Entschluß nicht freywillig gefaßt; er wollte nur Zeit gewinnen,

um seinen Plan, von der fränkischen Oberherrschafft sich zu befrehen, glücklicher auszuführen. Er bath den Pabst, der sein Freund schien, den König Karl, der sich eben zu Rom befand, für seinen Plan geneigt zu machen. Aber seine Gesandten fanden so wenig Gehör, daß man sie vielmehr auf eine ungestüme Art, und selbst durch die Drohung des Bannes, zwingen wollte, die Unterwürfigkeit ihres Herzogs anzugeloben. Thassel entwarf seit dieser Zeit den Plan, seine Unabhängigkeit, durch mächtige Verbindungen unterstützt, zu behaupten. Er ließ sich, durch seinen Schwager Adalgis, mit dem Hofe zu Constantinopel in Unterhandlungen ein; er verband sich heimlich mit dem Herzoge von Venevent, und mit den Avaren, seinen Nachbarn. Seine Entwürfe und Unterhandlungen blieben Karl nicht unbekannt. Nachdem dieser nun den Herzog von Venevent besiegt hatte, machte er (787) auf einer Reichsversammlung zu Worms Anstalten, den Herzog Thassel zum feyerlichen Eingeständnisse seiner Unterwürfigkeit zu bringen. Er rückte auf einmal mit drey Heeren gegen ihn an.

Thas-

Thassell, der, von vielen seiner Vasalen verlassen, einer solchen Macht nicht widerstehen konnte, demüthigte sich vor Karln, überreichte demselben seinen Herzogsstab, und verbürgte seine Treue durch zwölf Geiseln, unter welchen sich auch sein Sohn Theodo befand. Dennoch war Thassells Hang zur Unabhängigkeit noch so mächtig, daß er zur Behauptung derselben neue Versuche machte, daß er einige Lehnsleute des fränkischen Königs zur Untreue verleite, daß er mit den Awaren eine engere Verbindung schloß. Dieß wurde Karln von Thassells Feinden verrathen. Karl, der sich indessen auf seiner Pfalz zu Ingelheim (in der Unterspaltz) aufgehalten hatte, befahl ihm, (785) daselbst vor einer Reichsversammlung zu erscheinen. Wie sehr erstaunt Thassell, der sich nicht verrathen glaubt, als er von einer Versammlung bayrischer Grafen das Todesurtheil über sich aussprechen hört. Karl spielt den großmüthigen Oberherrn. Thassell soll, nach dem Beispiele seines Schwiegervaters Desiders, den Ueberrest seines kraftvollen Lebens in der einsamen Zelle eines Klosters hinbringen. Kaum

set man ihm noch die Gnade, ihm die Haare nicht öffentlich abzuschneiden. Nachdem er, in dem Kloster Laureshelm unweit der Bergstraße, schon über fünf Jahre zugebracht hatte, riß man ihn (794) aus seiner Ruhe wieder heraus, um ihn, in seiner Kutte, in einer Reichsversammlung zu Frankfurt am Mayn, sich öffentlich für strafbar erklären, und auf Bayern feyerlich Verzicht leisten zu lassen. Auf eine solche Art verwandelte Karl das Herzogthum Bayern in eine Provinz seiner Monarchie. Sie behielt ihre bisherige Verfassung, wurde aber der Aufsicht mehrerer Grafen übergeben.

Karl war, als Besitzer Bayerns, ein Nachbar der Awaren, die von der rechten Seite der Ens bis nach Ungarn sich ausbreiteten. Sie gehörten zu den mongolischen Völkern, die unter ihren Chanen sich allmählich immer weiter nach Europa hingezogen hatten. Als die Gepiden vertilgt, und die Longobarden nach Italien gezogen waren, rückten die Awaren in die Wohnsitze derselben ein. Sie machten sich eben so fürchtbar als die Hunnen. Die Slawen in Rußland, Polen und Ostdeutschland  
muß,

ten sich ihre Tyranney gefallen lassen; mußten ihre jungen Leute zu ihren Feldzügen hergeben, und ihnen als Leibeigene dienen. Ein Leibeigener und ein Slawe waren seitdem gleichbedeutende Worte. Der Charakter der Awaren war aber noch so sehr mongolisch, daß sie, bey ihrer Einwanderung in das Land auf der rechten Seite der Ens, alle Dörter verwüsteten, daß sie, um die Eindöde fordauern zu lassen, gar keine Einwohner duldeten. Sie brauchten aber auch keine Städte; denn ihr gewöhnlicher Aufenthalt war ein Lager, welches, in Ansehung seiner Einrichtung, mit den Palanken der Türken Aehnlichkeit hatte. Zwey Reihen von 20 Fuß hohen Pfählen von Eichen oder Büchen, jede Reihe 20 Fuß von der andern, schlossen einen großen mehrere Meilen im Durchschnitte haltenden Platz ein. Die Pfähle waren so sehr in einander verschränkt und verpflochten, und ihre Zwischenräume so sorgfältig mit Steinen und Leimen ausgefüllt, daß sie gleichsam eine Mauer bildeten. Um dieselbe lief ein tiefer Graben; die aus demselben herausgeworfene Erde brachte man an die innere

te, wo man sie mit Nasen belegte, und mit Holzarten bepflanzte, die sehr leicht in einander wachsen. Zu diesen Palanken, welche die Deutschen Ringe oder Hage (Gehege, Hecken, Berhacker) nannten, führten nur wenige schmale Zugänge. Innerhalb derselben befanden sich die Ribitten der Awaren sehr nahe beysammen. Diese lebten in mehr als einem Lager dieser Art. In einem der größten unter denselben war der Sitz des Großchans und seiner Horde. Jeder Ring war von dem folgenden 20 Meilen entfernt.

Da die Awaren, wegen ihrer Streifereyen und Plündereyen, sehr lästige Nachbarn waren, so faßte Karl der Große den festen Entschluß, ihre Ringe zu zerstören, und ihre Nation in einen Zustand zu versetzen, in welchem sie nicht mehr so viel Schaden thun könnten. Die bayerische Stadt Regensburg war der Mittelpunkt, aus welchem der Krieg gegen die Awaren geführt wurde. An den Ufern der Donau rückten (790) zwey Heere an, welche eine Stromflotte unterstützte. In einem Herbstfeldzuge war von der bayrischen Grenze bis zum



zum Raab alles erobert. Karls Kriegsmacht verrichtete ihren Uebergang über die Donau auf einer sehr künstlich gebauten Schiffbrücke, die sich aus einander nehmen, und fortschaffen ließ. Es dauerte jedoch auf 12 Jahre, ehe alle Ringe der Awaren erobert waren, und Karls Armeen, die seine Söhne Karl und Pipin, ingleichen die bayrischen und friaulischen Grafen, anführten, würden diese Eroberungen vielleicht nicht einmal glücklich ausgeführt haben, wenn sie nicht durch die Uneinigkeit der avarischen Oberhäupter unterstützt worden wären. In einem dieser Ringe fand man einen großen Schatz von Kostbarkeiten, welchen die Awaren seit langer Zeit zusammengeplündert hatten. Karl theilte denselben nicht nur mit seinen Kriegern, sondern auch mit dem Pabste, und mit milden Stiftungen. Der größte Theil der Awaren wurde in dem langen Kriege ausgerottet; die übrigen verkrochen sich unter den andern Völkern dieser Gegend. Die öden Bezirke besetzte man mit Colonisten aus Deutschland. Mit ihnen kam das Christenthum, kamen Bischöfe in diese Gegend, die den Bischöfen

fen von Salzburg und Passau untergeordnet waren. Diethane der avarischen und anderer Horden mußten nun die Befehle fränkischer Grafen in Ehren halten, und Bayern, an welches sich der eroberte Landstrich angeschlossen, wurde jetzt ein Hauptland der kaiserlichen Monarchie.

Karl beherrschte nunmehr den ganzen südlichen Theil von Deutschland, vom Rhein bis an den Naab in Ungarn. Ja es gab in Deutschland weiter kein Volk, das sich seiner Herrschaft entzog, als die Sachsen; damals noch das einzige altdeutsche Volk, das bey seiner ursprünglichen Verfassung unabhängig lebte, das in die ehemaligen Wohnsitze der Franken am Niederrhein sich ausgebreitet hatte, das von der Elbe bis zum Rhein, von der Nordsee bis zum Harz und dem Westerwalde, sich ausdehnte. Zwischen der Elbe und der Weser wohnten die sogenannten Ostfalen; zwischen der Weser und dem Rhein die Westfalen. In der Mitte zwischen beyden, an der Weser, traf man die Engerer, die Verwandten der nach Britannien gewanderten Angeln, an. Die Sachsen auf der Nordseite der Elbe, in dem ursprünglichen

Waterlande der Sachsen, hießen Nordalbingier. Ackerbau und Viehzucht machte, nebst der Jagd und der Seeräuberey, das einzige Gewerbe dieser Leute aus. Daher gab es hier keine Städte, und nicht einmal eigentliche Dörfer. Jeder Hausvater hatte sein Land, seine Wiese in der Nähe seiner nur von Holz und Erde, ohne Steine und Kalk zusammengesetzten, in die Erde gegrabenen Hütte. Um das Haus des Edlen lagen die Hütten und Höfe seiner Untertanen ohne alle Ordnung herum. Das Innere des Landes stand da, wo Wälder und Sümpfe den Zugang nicht versperrten, überall offen; nur an den Gränzflüssen und Hauptstraßen fand man Burgen und Schanzen, unter welchen Siegburg, Cresburg, Bruniberg, Sachsenburg vorzüglich bekannt wurden. Noch standen die Sachsen unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte; es fand unter ihnen bloß eine Verbindung ihrer Edlen zur Vertheidigung der Unabhängigkeit statt, und wenn die edlen und freyen Männer eines sächsischen Hauptvolkes einen Oberanführer sich wählten, so war dessen Gewalt nur auf den Feldzug ein-

geschränkt. Außer den edlen und freyen Männern gab es auch Dienstleute, sogenannte Laßen, die keine eigentlichen Leibeigene, sondern vielmehr Gutsbauern, vorstellten. Die Sachsen waren im Ganzen genommen ein stark gebautes, kriegerisches Volk, das seinen Nachbarn wenig Ruhe gestattete, das die angränzenden Länder der fränkischen Monarchie durch manchen Streifzug heimsuchte. Die fränkischen Regenten, besonders die Vorfahren Karls des Großen, arbeiteten daher mit besonderm Eifer daran, die Sachsen der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen. Karl Martell, und Pipin der Kleine, nahmen mehr als einen Feldzug gegen sie vor; sie brachten es aber nicht weiter, als daß die an Thüringen und Hessen gränzenden Sachsen, welche Bonifacius mit dem Christenthume bekannt gemacht hatte, sich zu einem jährlichen Tribut von 300 Pferden verstanden. Auch diesen wollten sie seit Pipins Tode nicht mehr entrichten; die fränkischen Missionarien, die sie bekehren sollten, schlugen sie todt, und die fränkischen Provinzen plünderten sie eben so wie ehemals aus.

Karl

Karl hatte den longobardischen Krieg noch nicht geendigt, als er sichs ernstlich vornahm, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er die unbändigen Sachsen bezwungen und bekehrt haben würde. Der Krieg mit den Sachsen dauerte dreyßig Jahre hindurch. Karl that auf zwanzig Feldzüge gegen die Sachsen, und die Erreichung seiner Absicht kostete große Ströme von Menschenblut. In einem mit Wäldern und Sümpfen angefüllten, und von einer äusserst kriegerischen Nation bewohnten Lande mußte der kleinste Theil des Bodens mit Blut erkaufet werden, konnte man das, was man erobert hatte, sehr leicht wieder verlieren. Auch wurde Karl durch andre Kriege, die er indessen führen mußte, abgehalten, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bezwingung der Sachsen ununterbrochen zu verwenden.

Die ersten Vorbereitungen zum Sachsenkriege machte Karl (772) in einer zu Worms gehaltenen Reichsversammlung, die seinen Antrag mit Freuden aufnahm. Besonders freuten sich die Bischöfe nicht wenig, zur Erweiterung oder Vermehrung ihrer Sprengel eine  
schö-

ne Gelegenheit zu bekommen, und der h. Sturm zu Fulda both alle Künste seiner Beredsamkeit auf, um die Nothwendigkeit des Krieges gegen die Sachsen recht dringend darzustellen. Der Feldzug schloß sich gleich an die Reichsversammlung an. Die fränkische Kriegsmacht zog sich zwischen der Diemel und der Weser zusammen, und zu Paderborn war den größten Theil dieses Krieges hindurch Karls Hauptquartier. Im ersten Feldzuge eroberten die Franken die Cresburg (bey Stadtberg im Herzogthum Westphalen) und die im südlichen Theile des westphälischen Kreises wohnenden Sachsen gelobten ihre Unterwürfigkeit an. Aber während daß Karl (774) in Italien beschäftigt war, jagten die Sachsen die fränkischen Krieger und Priester aus ihrem Lande wieder heraus, zerstörten sie die Cresburg, plünderten und verwüsteten sie Hessen.

Karl both jetzt alle seine Kräfte auf, um nicht nur die Sachsen für ihre Untreue zu züchtigen, sondern auch ihre Unterwerfung zu beschleunigen. Drey Heere rückten (775) zu gleicher Zeit gegen die Westphalen an. Die frän-

kische

Armee gieng bey Bruniberg (Corvey) über die Weser, und drang bis an die Ocker vor. Die Ostphalen und die Engerer schworen den Eid der Treue, an den sie aber, sobald Karl sich entfernte, nicht mehr dachten. Karl kömmt (777) zurück, wirft mit gereiztem Zorne alles vor sich nieder, und bringt es dahin, daß ein großer Theil der erschrockenen Sachsen Tribut und Christenthum verspricht. Dem, der diesem Versprechen entgegen handeln würde, droht Karl mit dem Verlust der Freyheit und des Eigenthums, mit der Versekung in andre Länder. Durch solche Drohungen wurde der unabhängige Geist der Sachsen, besonders der Westphalen, noch immer nicht niedergeschlagen. Ein Haufe derselben wagte es sogar (778) bey Eöln über den Rhein zu gehen, und seinen Rückweg durch das Hessische durch schreckliche Verwüstungen zu bezeichnen. Der muthige Edle, der dieses Heer anführte, war Wittekind, einer der vornehmsten Männer unter den Westphalen, der, als die übrigen Fürsten der Sachsen Karln huldigten, sich allein standhafte weigerte, diesen Beweis der Unterwürfigkeit abzu-

abzu-

legen, und lieber zu seinem Schwager, dem König Siegfried, nach Jütland, flüchtete. Der durch den langen und hartnäckigen Widerstand der Westphalen mit Muth und Nachsicht erfüllte Karl, ließ (782) an der Aller bey Werden 4500 muthige Westphalen niederhauen. Dieß brachte die ganze Nation derselben wieder in die Waffen. Karl siegte bey Detmold und an der Hase. Durch die letzte Schlacht fühlten sich die Sachsen so entkräftet, daß sie, wenigstens auf einige Zeit, keines Widerstandes mehr fähig waren. Ihr ganzes Land zwischen der Weser und Elbe wurde von den Franken mit Feuer und Schwerdt verwüster. Im folgenden Jahre (784) traf eben dieses Schicksal die Gegend zwischen der Elbe, der Saale und dem Harz, und Karl setzte den Krieg gegen die Sachsen mit solchem Eifer fort, daß Wittokind und sein Vetter Albion nach Frankreich kamen, und sich ihm unterwarfen. Dennoch waren alle Sachsen noch so wenig bezwungen, daß Karl vielmehr noch manchmal gegen sie zu Felde zichen, daß er bis an die Nordsee durchdringen, daß er sich mit den Obotriten, einem wendischen Völkerverstamme, verbinden, daß er viele tausend dieser muthi-



gen Sachsen in andre Provinzen seines Reiches versetzen mußte. Und wie die Nation sich endlich (804) zum Frieden bequeme, so versprach sie zwar das Christenthum anzunehmen, und Karls Oberherrschaft anzuerkennen; sie behielt sich aber ausdrücklich vor, ihre eigene Verfassung zu behalten, und, ausser den Zehnten für die Geistlichen, keinen Tribut zu entrichten. So hatte der herrschsüchtige Karl, durch die Aufopferung vieler tausend Menschen, die Absicht erreicht, den Sachsen Christenthum und fränkische Herrschaft aufzudringen. Sachsen war darüber eine Einöde geworden. Von der Länderey, die durch den Krieg ihre Eigenthümer verlohren hatte, fiel ein Theil den neuen Bischüthern zu, die Karl im Lande der Sachsen anlegte. Durch einen andern belohnte Karl manchen von seinen braven Kriegern; und das auf der rechten Seite der Elbe liegende Land überließ er den Oborriten, seinen Bundesgenossen. Neue Colonisten waren um so nöthiger, als gewiß viele mit Freyheitsgeist befeelte Sachsen, für welche das Christenthum keinen Reich hatte, nach den an Deutschland gränzenden Nordländern auswanderten.

Zu diesen Nordländern gehörte vornehmlich die Halbinsel Jütland, deren Bewohner mit den Sachsen einerley Ursprung hatten. Bloss die Eyder trennte sie von dem Lande der Sachsen. Jüten und Sachsen zogen zusammen nach Britannien; Wittekind, der Heerführer der Westphalen, war mit einer jütländischen Fürstentochter verheurathet, und hatte bey seinem Schwager Siegfried mehr als einmahl seine Zuflucht gefunden. Als Karl der Große die Gränzen seines Reiches bis an die Nordsee ausgedehret hatte, konnte der Zustand der in dieser Gegend wohnenden Völker seiner Aufmerksamkeit nicht länger entgehen. Hierzu kam, daß der damalige Oberfürst, oder König der Jütländer, Gotric (Gottfried) sich der ausgewanderten sächsischen Edlen annahm, und über die Obotriten, Karls Bundesgenossen, herfiel. Nachdem er die Gränzen seines Landes durch eine, längs der Eyder, von der Ostsee bis zur Nordsee, fortlaufenden Reihe von Verschanzungen gesichert hatte, so äusserte er ganz deutlich die Absicht, das Land der Sachsen und Friesen der fränkischen Herrschaft wieder zu entziehen.

Schon

Schon hatte er den Friesen einen jährlichen Tribut von 100 Pfund Silber abgeköthigt, schon drohte er, Karls Pallast nebst dem Stifce zu Nachen, zu zerstören, und in das verwüstete Gebäude seine Pferde einzustallen. Karl besetzte aber die Küsten der Nordsee, und die Mündungen der in dieselbe sich ergießenden Ströme, mit so vielen bewaffneten Fahrzeugen, daß Gotric von ihnen entfernt bleiben mußte. Er fiel (810) unter der Hand eines Mörders, und sein Nachfolger Hemming gieng mit Karl'n einen Vergleich ein, durch welchen die Eyder zur Gränze zwischen Deutschland und Jütland angenommen wurde.

So bildete Karl der Große eine Monarchie, die sich von der Eyder und Elbe, bis an den Raab in Ungern und den Ebro in Spanien erstreckte, die den jetzigen östreichischen Staat wenigstens dreyimal an Größe übertraf. Diesen Staat, den größten in Europa, und einen der größten und mächtigsten in der ganzen damaligen Welt, regierte Karl fast ganz allein, und wenn er auch bey wichtigen Regie-

H 2 115 an. ringe

rungsangelegenheiten seine Reichsstände und seine Minister, zu Rathe zog, so that er doch, wie alle große Regenten, meistens nur dasjenige, was ihm gut schien. Die Herzoge, welche bis auf seine Zeit an der Spitze der deutschen Völker gestanden hatten, schienen ihm eine für den Monarchen zu gefährliche Gewalt zu haben. Er schaffte deswegen ihre Würde ab, und ließ die Provinzen durch mehrere von einander unabhängige Grafen regieren. Damit diese aber angehalten werden möchten, ihre Pflichten mit aller Pünktlichkeit zu erfüllen, so wurden sie von einer Zeit zur andern von Hofcommissarien visitirt, welche die herzogliche Gewalt besaßen, ohne sie mißbrauchen zu können. Karl schrieb ihnen eine Reihe von Fragen vor, die sie eben sowohl den geistlichen, als den weltlichen Personen, zur Beantwortung vorlegen mußten. Sie hielten also eine Art von Rügegericht. Nichts beweiset aber Karls Regierungsfähigkeit überzeugender, als seine Gesetze und Verordnungen, die das Privat-Eigenthum, die Familien und Nationalrechte mit so viel Sorgfalt behandeln, die den Wohlstand der Unterthanen so augenscheinlich

zur

zur Absicht haben. Sie wurden, weil sie in Capitel eingetheilt waren, Capitularien genennt.

Karls Capitularien oder Verordnungen beziehen sich auf alle Gegenstände der Regentensorgfalt; vorzüglich auch auf das Kirchenwesen, und auf die Landeskultur. In Ansehung des erstern sorgte Karl für eine zweckmäßigere Einrichtung des Gottesdienstes, die er durch Verdeutschung der Kirchengesänge und der Kirchenformeln, und durch eine strengere Prüfung derjenigen, die in geistlichen Aemtern angestellt werden sollten, zu befördern suchte. Er sorgte deswegen auch für richtige Abschriften der Bibel und der liturgischen Bücher, für eine kritischere Verabarbeitung der Legenden oder Heiligengeschichten. Er befreyte die Geistlichen, damit sie sich ihren Berufsgeschäften ungestört widmen könnten, von allen persönlichen Kriegsdiensten. Einem vorzüglichem Eifer beweisen Karls Capitularien für die Landeskultur. Auf seinen Landgütern wurde nicht allein Getreide- und Obstbau mit dem glücklichsten Erfolge getrieben, sondern es gab auf denselben auch mancherley Manufakturen und Fabriken. Diejen-

gen Landgüter, wo sich Karl am liebsten aufhielt, waren Aachen und Ingelheim, und er hatte daselbst Palläste, die von italienischen Künstlern mit italienischen Kunstwerken ausgeschmückt waren. Vieles von dem Guten, was Karl der Große wirkte, muß man aber auf die Rechnung seiner vornehmsten Rathgeber, eines Alcuins und eines Eginhards, schreiben. Zener, einen Engländer, den der Erzbischof Egbert zu York gebildet hatte, lernte Karl in Italien kennen, wo er sich dessen Zutrauen so sehr erwarb, daß er (seit 782) erst auf einige Jahre, und hernach immer, bey ihm bleiben mußte, Von ihm ließ sich Karl, der sich sogar noch im Schönschreiben übte, in manchen Wissenschaften unterrichten. Er nannte ihn seinen Lehrer, er nannte sich seinen Schüler. Zu einem ruhigen Aufenthalte schenkte er ihm die Abtey des h. Martins bey Tours, wo Alcuin junge Leute mit so großem Beyfall unterrichtete, daß sie von allen Seiten herbeyströmten. Der vorzüglichste Schüler Alcuins aber war Eginhard, der, im Odenwalde geböhren, das Glück hatte, Karls Aufmerksamkeit so lebhaft auf

auf

auf sich zu ziehen, daß ihn dieser dazu bestimmte, einen Gesellschafter seiner Prinzen, besonders in ihren Lehrstunden, abzugeben. Karl war mit Eginhards Fortschritten in den Wissenschaften auch so zufrieden, daß er ihn nach einigen Jahren zu seinem Capellanus, oder geheimen Sekretär, machte. Dabey übergab er ihm die Aufsicht über seine Gebäude, vornehmlich über den Pallast zu Aachen. Karl liebte ihn wie seinen Freund, und Eginhard gefiel, seines kleinen unansehnlichen Körpers ungeachtet, der Emma, einer Tochter Karls, so wohl, daß sie sich in einen Liebeshandel mit ihm einließ. Sie wurde seine Gemahlin. Dieser Eginhard und dieser Alcuin waren es nun hauptsächlich, die Karls Eifer und Sorgfalt für die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse leiteten die, wie wir in der Culturgeschichte dieses Zeitraumes hören werden, Karls Regierung auch für die Literatur des Mittelalters unvergesslich machen.

Karl, dessen großen viel umfassenden Geist seine Geschichte schon einleuchtend genug darstellt, war auch vom Körper so groß, daß dieser das Maß seines eigenen Fußes siebenmahl

an Länge übertraf\*). Auf diesem erhob sich ein mehr runder als länglicher, mit der übrigen Leibesgestalt aber doch sehr im Verhältnisse stehender Kopf, mit großen feurigen Augen, einer etwas langen Nase, einer blendend weißen Gesichtsfarbe, einem kleinen abgestutzten Bart. In der Miene herrschte gewöhnlich Heiterkeit und Anmuth. Die übrigen Glieder waren gleichfalls sehr wohlgebildet. Der ansehnlich und schön gebaute Körper genoß einer fast ununterbrochenen Gesundheit, die Karl durch allerley Leibesübungen, als Reiten, Jaggen, Schwimmen und Baden, zu erhalten suchte. Vorzüglich wichtig für die Gesundheit waren ihm die warmen Bäder zu Aachen. Gewöhnlich badete er in Gesellschaft seiner Edlne, seiner Minister, seines ganzen Hofstaats, und diese Gesellschaft beließ sich zuweilen auf hundert Personen. Karls Kleidung war gewöhnlich nicht kostbar. Der kurze nach deut-

scher

\*) Von dieser außerordentlichen Größe rührt auch sein Beynahme her, durch den man ihn von seinem Vater, dem kleinen Pipin, unterschied.



scher Sitte zugeschnittene Rock hatte einen mit Seide durchwebten Saum; über den Rock hing ein blauer Mantel. Die Prachtkleidung eines römischen Patriciers zog er nur zweymahl, und zwar während seiner Anwesenheit zu Rom, an. An hohen Festtagen, und bey feyerlichen Audienzen, vertauschte er sein gewöhnliches mit Gold und Silber eingelegtes Schwerdt gegen eins, das mit Diamanten besetzt war. Alsdann strahlte auch die Krone auf seinem Haupte. Große Tafel hielt er selten; etwa nur an hohen Festtagen, und im Trinken war er sehr mäßig. Bey der Tafel machten Musik, pantomimisches Spiel, und das Vorlesen aus Geschichtbüchern, seine vornehmste Unterhaltung aus. Nach der Tafel widmete er der Ruhe einige Zeit. Sein nächtlicher Schlaf war öfters unterbrochen. Während dem Ankleiden ließ er sich von seinen Ministern Bericht abstaten, gab er Bescheide, stellte er Befehle aus. Seine Rede floss weniger gekünstelt, als natürlich. Er verstand verschiedene Sprachen, und redete die lateinische mit ziemlicher Fertigkeit. Zu den Hauptzügen sei-

nes Charakters gehörten Ehrgeiz und Ruhmsucht, die Triebfedern seiner großen Handlungen; gehörte aber auch Gutmüthigkeit. Daher ließ er, seines Eifers für Zucht und Ordnung ungeachtet, die verdiente Lebensstrafe sehr oft nicht vollziehen. Der gutmüthige Karl hatte auch ein zärtliches Herz, das den sanften Gefühlen für das schöne Geschlecht gern nachgab. Daher ließ er sich von seiner Maitresse Fastrada so sehr beherrschen; daher bewies er gegen seine galanten Töchter so viele Nachsicht. Er hatte ihnen das Heyrathen untersagt; die Prinzessinnen fanden jedoch die jungen Hofgeistlichen so liebenswürdig, daß sie dem Drange ihrer zärtlichen Gefühle nicht immer widerstehen konnten, daß daraus mancher für Karln verdrießliche Liebeshandel erwuchs. Karl mußte zwey von seinen Töchtern an Geistliche verheyrathen. Emma wurde dem Eginhard, und Bertha dem ersten Hofcappellan Engelbert, zu Theil. Karl selbst hatte mit mehrern Gemahlinnen, und verschiedenen Beyschläferinnen, eine ansehnliche Nachkommenschaft erzeugt. Von seiner ersten Gemahlin, Hildegard, einer edlen Schwä-

Schwäbin, bekam er vier Söhne, von welchen aber nur drey, nemlich Karl, Pipin und Ludwig, die Jahre des reifern Alters erreichten. Durch manche Beweise von ihrer Tapferkeit und von ihrem Verstande überzeugt, wies er, schon acht Jahre vor seinem Tode, jedem derselben einen besondern Staat an. Karls große Monarchie sollte aber bey seinem Tode noch nicht getheilt werden. Die beyden ältern Söhne, Karl und Pipin, starben vielmehr noch vor dem Vater (810 und 811). Pipin hinterließ einen Sohn, Namens Bernhard. Diesem bestimmte Karl das Königreich Italien; alle seine übrigen Länder erbte sein noch einziger Sohn Ludwig, den er zwey Jahre vor seinem Tode zum Mitregenten ernannte. Karls Geisteskräfte waren aber gegen das Ende seines Lebens so geschwächt, daß die Großen der Nation den Ludwig ersuchten, seinem Vater die Last der Regierung abzunehmen, und dieser ließ sich auch endlich bereden, sie mit ihm zu theilen. Karl starb jedoch nicht lange hernach (814 Jan), nachdem er 71 Jahre gelebt, und 45 regiert hatte.

Zwey-

---

## Zweytes Kapitel.

---

Karls Monarchie zerfällt in drey Staaten, die Italien, Frankreich und Deutschland genennet werden.

---

Hätte Ludwig der Fromme den großen, für ruhmvolle Handlungen gestimmten Geist seines Vaters gehabt, so würde es ihm vielleicht nicht schwer geworden seyn, auch das übrige Europa seinem Zepter zu unterwerfen. Aber auf einen großen Vater folgt selten ein großer Sohn. Karls Söhne, welche der meiste Thätigkeitsdrang belebte, waren vor ihrem Vater gestorben, und die Regierung der großen väterlichen Monarchie fiel nun auf den pflegmatischgutmüthigen aber schwachgeistigen Ludwig, der von seinem Vater anfangs für den geistlichen Stand bestimmt war, und daher eine seiner Bestimmung

mung angemessene Erziehung bekommen hatte; eine Erziehung, die mit seiner Denkart so trefflich übereinstimmte, daß ihm nichts ein größeres Vergnügen gewährte, als Choräle und Psalme zu singen, den feyerlichen Handlungen des Gottesdienstes beizuwohnen, und in der Ausübung verdienstlicher Werke eine immer größere Fertigkeit zu erlangen. Als künftiger Geistlicher hatte er Griechisch und Lateinisch lernen müssen, und er konnte die letztere Sprache ziemlich fertig reden. Auch war ihm das Lesen der Bücher ein angenehmer Zeitvertreib; aber er las nur Predigten und Heiligengeschichten; er las nur Bücher, die eifrige Christen zu Verfassen hatten. Die klassischen Werke der Alten waren ihm, als die Geistesprodukte von Heiden, so verhaßt, daß er sie aus der von seinem Vater geerbten Bibliothek entfernte. Ludwig, der in jedem Verrachte viele Schwäche zeigte, hatte auch keine starke Neigung für das Frauenzimmer; selten fühlte er gerechten Unwillen, und noch seltener fühlte er ihn lange und mit Würde. Zum Beherrscher der kraftvollen und muthigen Nation der Franken paßte er so wenig

wenig

wenig, daß er vielmehr ein Gegenstand ihres Tadels und Spottes war, und doch zog er bey allen wichtigen Angelegenheiten die Großen zu Rathe, und das häufige Psalmenſingen war Urſache, daß er ſeinen Miniſtern den größten Theil der Regierungsgeschäfte überließ. Ungeachtet dieſe Miniſter Geiſtliche waren; ungeachtet Ludwig auf den Stand derſelben einen ſo hohen Werth ſetzte, und ungeachtet er ihnen ſehr viel ſchenkte, ſo waren ſie mit ſeiner Regierung doch ziemlich unzufrieden, weil der fromme Ludwig, aus großem Eifer für einen muſterhaften Lebenswandel, ſie gar zu ſehr einſchränkte. Die Liebe des Adels verſcherzte Ludwig wegen der Sorgfalt, mit welcher er deſſen Bedrückung der niedern Stände zu verhindern ſuchte.

Ludwig hatte ſchon als ein junger Prinz die Regierung über Aquitanien geführt, und wenn dieſelbe keine Unzufriedenheit erregte, ſo war dieß zuverläßig weniger eine Wirkung ſeiner Regenten-Klugheit, als der glücklichen Wahl der Miniſter, die ihm ſein Vater zuſtellte. Den Anfang ſeiner Beherrſchung der  
gan-

ganzen Monarchie seines Vaters bezeichnete in dessen ein ziemlich warmer Eifer, einen guten und wohlthätigen, aber auch auf Ordnung sehenden Regenten, vorzustellen. Dieß beweisen die von ihm angeordneten Commissionen, die Beschwerden der Nation zu untersuchen, und das Bestreben, viele vertriebene und unterdrückte Personen wieder in ihren vorigen Zustand zu versetzen. Freylich gieng seine Liebe zur Ordnung und zu einem musterhaften frommen Leben so weit, daß er die Ausschweifungen des Hofes, die sich in den letzten Jahren seines Vaters eingeschlichen hatten, nicht nur öffentlich rügte, sondern daß er selbst seine galanten Schwestern nicht schonte; daß er sie dazu verurtheilte, die Vergehungen ihrer zärtlichen Herzen in der Einsamkeit der Klöster zu büßen. Zugleich mußte sich aber auch mancher von den guten Ministern seines Vaters, die mit den Prinzessinnen in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden hatten, von seinem Hofe entfernen. Dem Eginhard, dem Gemahl der Emma, schenkte er einige ansehnliche Güter auf dem Odenwalde, die dieser in der Folge

ge dem von ihm gestifteten Kloster Seligenstadt widmete. Eginhard trennte sich von seiner Emma, und brachte den Ueberrest seines Lebens im Kloster zu. Alcuin war schon zehn Jahre vor Karl dem Großen gestorben.

Ludwig der Fromme, der strenge Sittensrichter, hatte kaum einige Jahre regiert, als er sich von der Last, die ganze väterliche Monarchie zu beherrschen, so gedrückt fühlte, daß er sich von einem Theile derselben zu befreyen beschloß. In einer großen Versammlung der Stände erklärte er (817) seinen ältesten Sohn Lothar, der seit Karls des Großen Tode schon Bayern besessen hatte, für seinen Mitregenten; den beyden jüngern Söhnen Pipin und Ludwig wies er blos ein großes Versorgungs-ertheil an, welches für den erstern in Aquitanien (Südfrankreich), und für den zweyten in Bayern bestand. Dabey machte er die Anordnung, daß die jüngern Brüder dem ältern untergeordnet, aber dennoch besugt seyn sollten, denselben zur Beobachtung seiner Regentenpflichten anzuhalten, oder ihn gar abzusetzen. Dem Neffen Bernhard mißfiel des Onkels An-



Anordnung so sehr, daß er sich der Befolgung derselben durch gewaltsame Maßregeln zu entziehen suchte. Er wurde aber, vor der Ausführung seines Planes überrascht, und in Verhaft genommen. Die Versammlung der Stände verurtheilte ihn, als einen Hochverräther, zum Tode. Ludwig begnadigte ihn zwar; seine Minister ließen ihm aber dennoch die Augen ausstechen, und nach drey Tagen endigte Bernhard auf eine jämmerliche Art sein Leben. Drey natürliche Söhne desselben wurden in Klöster eingesperrt, und Italien überließ Ludwig seinem ältesten Sohne Lothar. Der fromme Ludwig empfand jedoch über das, was geschehen war, so viel Reue, daß er sie öffentlich bekannte; daß er durch reichliche Almosen, durch schwere Bufen, den schlimmen Folgen seiner Sünden entgegen zu arbeiten suchte.

Ludwigs frühzeitige Theilung hätte vielleicht weiter keinen unglücklichen Einfluß gehabt, wenn seine Gemahlin Ermengard, die Mutter seiner Söhne, am Leben geblieben wäre, oder wenn sich Ludwig nicht zur zweyten Ehe entschlossen hätte. Aber Ermengard starb

Galletti Weltg. 6r. Th.      3      schon

schon im ersten Jahre nach der Theilung (819) und Ludwig, der seinen bereits vor einiger Zeit gefaßten Entschluß, den Thron gegen das Kloster zu vertauschen, beynahе ausgeführt hätte, ließ sich von seinen Ministern, und vornehmlich vom Wala, der in seinem Nahmen noch ferner zu regieren wünschte, bereden, sich (819) eine neue Gemahlin zu wählen. Die eben so lebenswürdige als schöne Jutta, die Tochter eines der edelsten bayrischen Herren, der Welf hieß, wußte dem Kaiser Ludwig, als ihren Gemahl, so einzunehmen, daß sie ihn fast ganz beherrschte, und wenn die vorigen Minister sich auch in ihren Stellen behaupteten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß die Brüder der Kaiserin, daß die Günstlinge derselben, auf die Regierungsangelegenheiten einen wichtigen Einfluß bekamen.

Jutta wurde (823) Mutter eines Prinzen, der Karl hieß. Für diesen wünschte sie ein eigenes Reich. Zum Unglück aber war Ludwigs Erbfolgeordnung erst kürzlich (821) von neuem bestätigt worden, und die Versuche, sie umzu stoßen, schienen also um so gewagter. Es ge-  
lang

lang jedoch der Jutta und ihrer Parthey, den ältesten Sohn Lothar, den Mitregenten und König von Italien, zu seiner Einwilligung zu einem besondern Landesantheil für seinen Stiefbruder Karl zu bereden. Lothar schwor sogar, ihn dabey mit seiner Macht zu unterstützen. Karl sollte nun Alemannien, Rhätien, und einen Theil von Burgund bekommen. Allein Lothar änderte, durch seine Minister bewogen, seine Gesinnungen. Er verband sich mit seinen Brüdern Pipin und Ludwig, und mit verschiedenen von den angesehensten Herren der Nation, welche jeder Veränderung in Ansehung der Erbfolge Ludwigs feyerlich widersprachen. Die vornehmste Triebfeder dieser Parthey war Wala, Abt zu Corvey, der schon bey Karl dem Großen in vorzüglichem Ansehen stand, und es befand sich unter den Mitgliedern derselben noch mancher andere Prälat, der dem Kaiser Ludwig sein Glück zu danken hatte. Dieser schloß sich nun an die Parthey seiner Gemahlin Jutta um so fester an. Die vornehmste Rolle unter derselben spielte aber der Herzog Bernhard von Septimannien (im südli-

men Frankreich), den man wegen eines zärtlichen Umgangs mit der Jutta in Verdacht hatte, den man sogar für den Vater des Prinzen Karl ausgab. Der junge und rüstige Bernhard mochte der Kaiserin Jutta leicht besser gefallen, als ihr pflegmatisher Gemahl Ludwig. Bernhard bewirkte aber durch die ungestüme Art, mit welcher er die Häupter der Gegenparthey behandelte, daß diese nun alles aufbothen, um die Nation für Ludwigs Söhne von der ersten Gemahlin zu gewinnen. Wala vertheidigte die Sache derselben in Schriften, in welchen er den schlimmen Einfluß der Gegner mit den schwärzesten Farben zu schildern suchte. Im Grunde war hauptsächlich Eifersucht über das Ansehn, welches die Anhänger der Jutta am Hofe behaupteten, Ursache, daß dieser Handel so ausgebreitete Folgen hatte. Männer, denen Ludwig ihre aufrührerischen Gesinnungen schon mehr als einmal verziehen hatte, bewogen (830) den mittlern Sohn Pipin, den Beherrscher von Aquitanien, gegen seine Stiefmutter und den Herzog Bernhard sich öffentlich zu erklären, und die Parthey

they desselben war so mächtig, daß es der Kaiser bloß den Verwendungen seines jüngern Sohnes, des rechtschaffenen Ludwigs, zu danken hatte, wenn seine Absetzung damahls noch nicht zur Nichtigkeit kam. Die Brüder der Kaiserin, Gutta und ihre Günstlinge, mußten indessen doch den Hof gegen das Kloster vertauschen, und Gutta selbst mußte sich nicht nur zum Nonnenschleyer verbindlich machen, sondern auch das Versprechen geben, daß sie auch ihren Gemahl dazu bereden wollte.

Ludwig war seit der Zeit von einigen Mönchen umringt, die seine ehemalige Neigung zum Klosterleben bis zum festen Entschlusse bringen sollten. Unter diesen befand sich aber auch einer, Namens Gundobald, der, theils aus Mitleiden mit des Kaisers Schicksal, theils in der Hoffnung, durch die Vertheidigung seiner Sache sich in einen hohen Posten zu schwingen, die jüngern Söhne Pipin und Ludwig beredete, sich des Vaters gegen den ältern Bruder Lothar anzunehmen. Ihrer Meynung stimmten die meisten Großen der Nation bey. Man zog die Sache in einer (831) zu Nim-

wegen gehaltenen Reichsversammlung zur Berathschlagung. Des Kaisers Parthey siegte. Wala, und andere Häupter der Gegner, mußten ins Kloster wandern. Tutta kam zu ihrem Gemahl wieder zurück, und Bernhard erboth sich, seine Unschuld durch einen Zweykampf zu beweisen. Lothar hörte nun auf, Mitregent zu seyn; doch behielt er das Königreich Italien.

So wie Tutta, und ihre Anhänger, an den Hof zurückkehrten, so arbeiteten sie auch wieder an der Ausführung ihres Plans, dem Prinzen Karl zu einem besondern Staate zu verhelfen. Die darüber entstandene Gährung wurde noch dadurch vermehrt, daß der Mönch Gundobald durchaus Wala's Nachfolger werden wollte, daß Pipin und Ludwig sich um die dem Lothar entzogene Vorrechte bewarben. Die Parthey der Tutta setzte es durch, daß Pipin, seines ungehorsamen Betragens wegen, Aquitanien verlieren, und daß dieses dem Prinzen Karl zu Theil werden sollte. Pipin verband sich aber mit seinem jüngern Bruder Ludwig, und beyde Theile rückten nun (833) mit

sen Heeren gegen einander an. Als sie in der  
 Nähe von Colmar standen, kam der Pabst  
 Gregor IV in das Lager der Söhne. Die Hee-  
 re rückten zur Schlacht aus. Der Pabst be-  
 giebt sich zum Kaiser. Dessen Armee mar-  
 schirt nun wieder ins Lager zurück. Der  
 Pabst bleibt einige Tage bey dem Kaiser. Als  
 er sich entfernt, folgen ihm des Kaisers Kriegs-  
 leute, entweder durch das Ansehen, oder durch  
 die heimliche Aufforderung desselben bewogen,  
 allmählich nach. Ueber das nun sehr geschwäch-  
 te Heer des Kaisers will die sehr vergrößerte  
 Armee der Söhne herfallen. Der Kaiser  
 macht sich eine Gewissenssache daraus, die bra-  
 ven Leute (wahrscheinlich Sachsen) die ihm  
 treu bleiben wollen, aufzuopfern. Mit Thrä-  
 nen nimmt er von ihnen Abschied. Dem von  
 jedermann verlassenen Kaiser bleibt nun weiter  
 nichts übrig, als seine Söhne um Gnade zu  
 bitten. Zwar empfangen sie ihn in ihrem La-  
 ger mit einer gewissen Art von Ehrerbietung;  
 er wird aber dennoch in Verhaft genommen.  
 Gutta und Karl werden in verschiedene Klöster  
 gesteckt. Den Vater sperrte Lothar zu Cois-

fons in ein Kloster ein, damit er sich an das einsame Leben gewöhnen möchte. Den jüngern Brüdern leuchtete es aber bald ein, daß Lothar die ganze Herrschaft an sich zu reißen suchte; sie fanden daher Bedenken, ihren Vater unterdrücken zu helfen. Ueberhaupt fühlten doch die meisten Großen der Nation, daß der Kaiser zu unbarmherzig behandelt wurde. Lothar und seine Anhänger verlangten auf eine listige Art jetzt weiter nichts vom Kaiser, als eine öffentliche Erklärung seiner bußfertigen Gesinnungen, und, ohne seine Entschließung abzuwarten, verurtheilten sie ihn, Kirchenbuße zu thun, und vor den Gebeinen der Heiligen Medardus und Sebastian zu Soissons sein Schwert abzulegen. Ludwig der Fromme wußte den zudringlichen Aufforderungen der Geistlichen endlich nicht mehr auszuweichen.

Der die Würde eines Kaisers so kränkende Auftritt wurde in der Marienkirche zu Soissons gespielt. Ludwig kniete, in Gegenwart einer großen Menge von Leuten, und selbst in Gegenwart eines Gesandten des griechischen Kaisers, vor dem Altare, auf einer hárnen

Marta:



Matraße, nieder, bekennte laut, daß er durch seine nachlässige Regierung Gott beleidigt, der Kirche Aergerniß gegeben, und der Nation Unrecht gethan habe. Hierauf hielt er um die Kirchencensur an, las das Verzeichniß seiner Sünden selbst ab, legte es auf den Altar nieder, und entkleidete sich sodenn von dem Kriegsgürtel, von dem Schwert, und von den übrigen Kriegs- und Ehrenzeichen. Der Bischof Goswin von Osnabrück half ihm dabey auf eine etwas ungesüme Art. Man zog ihm hierauf die Kleidung eines bußfertigen Sünders an, und sperrte ihn in ein Kloster ein. Eine über diese Handlung aufgesetzte Urkunde wurde von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnet. Erkundigt man sich nun nach dem, was man den armen Kaiser zum Verbrechen anrechnete, so waren es die grausame Behandlung seines Neffen Bernhards, der bey der vorläufigen Theilung begangene Meineid, das Kriegsaufgeboth zur Zeit der Fasten und der Osterteyer, die Verurtheilung geistlicher Personen, die Mißhelligkeiten mit den Söhnen und mit der Nation. Manche von diesen Beschuldigungen

gungen waren gewiß erdacht, oder wenigstens sehr übertrieben.

Lothar, der zum Kaiser erklärt worden war, suchte seine Brüder durch eine Vergrößerung ihres Landesanteiles zu gewinnen; allein der jüngere Ludwig, der rechtschaffenste unter den Söhnen des Kaisers, fand (834) das Verfahren gegen denselben so hart, daß er von dem Lothar eine anständigere Behandlung des Vaters verlangte. Lothar erfuhr, daß er demselben zu seiner Befreyung Hoffnung gemacht hatte. Er eilte daher mit ihm in das innere Frankreich. Ludwig und Pipin folgten ihm aber so geschwinde nach, daß er den alten Vater in der Abtey zu S. Denis zurücklassen mußte. Eine Versammlung von Bischöfen erklärte nun, daß der Kaiser, von allen Strafen der Kirche befreyt, die Regierung wieder antreten könne. Sein jüngerer Sohn Ludwig führte ihn nach Aachen zurück. Jutta und Karl fanden sich auch wieder ein. Lothar, der sich widersetzen wollte, kam in solches Gedränge, daß er, nebst seinen Anhängern, den Vater, auf den Knien liegend, um Gnade bit-

ten

ten mußte. Man begnügte sich mit seinem Versprechen, daß er Italien nicht verlassen wollte. Jedem von den jüngern Söhnen Ludwigs wurde sein bestimmter Landesantheil angewiesen; Pipin sollte ganz Frankreich auf der linken Seite der Seine; Ludwig das übrige Frankreich, ingleichen den größten Theil von Deutschland, Karl aber Alemannien, Burgund und das Land zwischen dem Rhein und der Maas bekommen. Pipins bald hernach (838) erfolgter Tod verursachte aber einen neuen Streit. Auf seine zwey ehelichen Söhne wurde gar nicht geachtet. Jutta und ihre Anhänger suchten vielmehr diesen Fall zu benutzen, dem Prinzen Karl ein recht großes Reich zu verschaffen. Um die Sache desto eher durchsetzen zu können, bemühetete man sich, den Lothar in das Interesse mit hineinzuziehen. Sein Vater mußte ihm noch alles Land zwischen dem Rhein und der Maas zusprechen. Der jüngere Ludwig sollte sich mit Bayern begnügen. Dieser fühlte sich aber so wenig geneigt, seine Erbrechte aufzuopfern, daß er vielmehr alles Land

Land

Land disseits des Rheins in Besitz nahm. Sein Vater näherte sich jedoch mit einer so ansehnlichen Kriegsmacht, daß er sich zurückziehen mußte. Gener wollte ihn auffuchen; ein heftiger Husten, der den alten kränklichen Mann überfiel, bewirkte, daß er sich geschwinde nach Frankfurt, und von da nach Ingelheim, bringen lassen mußte. Nicht weit von dem letztern Orte, auf einer Rheininsel, starb Ludwig der Fromme (840 Jun.), nachdem er 26 Jahre regiert hatte.

Bei Ludwigs des Frommen Tode, hatte Karl, den man den Kahlen nannte, den größten Theil von Frankreich und den Niederlanden im Besitz, und Ludwig, den man den Bayern nannte, den Deutschen gab, herrschte auf der rechten Seite des Rheins. Allein Lothar, der seines Vaters erste für ihn so günstige Erbfolge zur Vollziehung bringen wollte, brauchte den zwischen seinem Vater und seinem Bruder Ludwig ausgebrochenen Krieg zum Vorwande, die Feindseligkeiten gegen den letztern fortzusetzen, um sich zum Besitzer seines Landes zu machen. In dieser Absicht zog er nicht nur  
wie

viele Größe der Nation theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen und Geschenke, auf seine Seite; sondern er brachte es auch durch seine Schlaubeit so weit, daß sein Bruder Karl, der mit seinem Neffen Pipin, und dem Herzog Bernhard von Septimanie, schon im Kriege begriffen war, um seine länderfüchtigen Plane einige Zeit hindurch sich nicht bekümmerte. Doch Lothar fand den Ludwig in einer so furchtbaren Verfassung, daß er sich bewogen fühlte, einen Waffenstillstand mit ihm zu schließen. Indessen schien ihm die Unterdrückung Karls eine leichtere Unternehmung. Seine jüngern Brüder fühlten aber nunmehr die Nothwendigkeit, dem listigen Lothar ihre vereinigten Kräfte entgegen zu stellen, so lebhaft, daß sie (841) ihre Heere zusammenstoßen ließen. Lothar, dessen Armee die ihrige noch immer an Menschenzahl übertraf, schlug die Friedensvorschläge, die sie ihm thaten, mit Stolz aus, und zog sich etwas zurück, um dem Neffen Pipin näher zu kommen; die Brüder rückten ihm aber so geschwinde nach, daß er ihnen bey Fontenay (in Bourgogne nicht weit  
von

von Auzerre) nicht mehr ausweichen konnte. Beyde Heere trennte ein großer Morast. Ludwig und Karl boten dem Lothar noch einmahl Frieden an, forderten ihn aber, wenn er ihn ausschlagen würde, auch zugleich zur Schlacht heraus. Lothar antwortete ihnen im Tone des Kaisers und Beherrschers. Das Treffen sollte jetzt gleichsam als ein Gottesurtheil entscheiden. Es war (25. Jan.) ein hartnäckiges, ein mörderisches Treffen, das die edelsten und tapfersten Franken auf das Schlachtfeld hinwarf. Aber die gerechte Sache der jüngern Brüder siegte. Lothar floh nach Aachen, und seine Brüder hatten so viel Menschengefühl, daß sie ihn und seine Leute ruhig fliehen ließen. Aber Lothar bewies sich gegen diese Schonung so undankbar, daß er die Sachsen, und die angrenzenden Bewohner der nördlichen Länder, zur Feindschaft gegen seine Brüder reizte. Um die Sachsen zu gewinnen, versprach er ihnen Unabhängigkeit, versprach er ihnen die Freyheit, zu ihrer alten Religion zurückzukehren. Dadurch wurden Ludwig und Karl genöthigt, ihre Verbindung  
noch

noch enger zu schließen. Im Lager bey Straßburg stellten sie ihren versammelten Kriegern das ungerechte Verfahren ihres Bruders vor, schworen sie einander feyerlich ihre Treue zu. Die Edlen der Nation versicherten sie ihrer Ergebenheit. Nun kam noch Karlmann, Ludwigs ältester Sohn, mit einem ansehnlichen Heere von Bayern und Schwaben herbey. Ludwig und Karl hatten nunmehr eine so furchtbare Kriegemacht beyammen, daß Lothar Nachen verlassen, und im innern Frankreich seine Zuflucht suchen mußte. Eine Versammlung der Bischöfe, welche die Schlacht bey Fontenay als ein entscheidendes Gottesurtheil ansahen, sprach dem Lothar die Regierungsfähigkeit ab, und wies dessen Länder seinen Brüdern an, die sie, mit Gotteshülfe, besser als Lothar zu regieren versprachen. Ludwig bestrafte nunmehr auch diejenigen, welche an der Empörung der Sachsen am eifrigsten gearbeitet hatten; 140 wurden geköpft, 14 gehängt, und sehr viele verstümmelt.

Lothar fühlte indessen seine Verlegenheit so innig, daß er einem Vergleiche mit seinen  
Brü-

Brüdern die Hand both, der zu Verdun (433 Aug.) zur Wichtigkeit kam. Lothar erhielt, außer der Kaiserwürde und Italien, alles Land zwischen den Alpen, dem Rhein, der Saone, der Rhone und dem Mittelmeere, folglich Lothringen, Elfaß, überhaupt den östlichen Strich von Frankreich, und den westlichen Theil der Schweiz, ingleichen die Niederlande. Ludwig bekam das auf der rechten Rheinseite liegende Deutschland, nebst dem Wormslande, und dem Speyergau auf der linken Rheinseite, die ihm nicht allein wegen des vorzüglichen Weinbaues, sondern auch als Bezirke, die zum Sprengel des Erzbischofs von Mainz gehörten, und wegen der Rheinpässe, zugesprochen wurden. Karl fiel alles dasjenige zu, was Lothar jenseits des Rheins und der Maas nicht besaß. So zerfiel Karls des Großen fürchtbare Monarchie in drey noch immer sehr ansehnliche Staaten, von welchen die beyden letztern auch fernerhin ihren Nahmen von den Franken behielten, und daher Ost- und Westfranken genannt wurden, bis Deutschland und Frankreich jene Benennungen verdrängten. Seit der Theilung



lung von Verdun gab es also Karolinger in Italien, in Deutschland und in Frankreich, die nach 140 Jahren aber völlig erloschen. Zuerst hörten sie in Italien, dann in Deutschland, und zuletzt in Frankreich auf. Ihre Macht wurde durch ein Volk aus dem nördlichen Europa, durch die Normänner, sehr empfindlich geschwächt, während daß im östlichen Europa Slawen und Ungern immer weiter vorrückten.

---

---

### Drittes Kapitel.

---

Der fränkische Karl der Große bildet eine der ansehnlichsten Monarchien in Europa.

---

Auf der rechten Seite der Eyder, in Schleswig und Jütland, auf den dänischen Inseln, im südlichen Norwegen und Schweden, wohnten Verwandte der Deutschen, und besonders der Sachsen, die durch die Lage ihres Landes, und durch die Beschaffenheit seines Bodens, der sie nur kümmerlich ernährte, auf Schiffahrt und Seeräuberey geleitet wurden. Ihr Land, viel rauher und kälter als Deutschland,

unfruchtbares Heide-Land, mit Morästen, mit hohen und steilen Gebirgen angefüllt, verstattete nur wenig Ackerbau und Viehzucht, und machte für die Anwohner der Küsten, wo es noch die meisten Menschen gab, nur die Fischerey zum wichtigsten Unterhaltungsmittel. Die Bewohner desselben theilten sich, gleich den Sachsen, in Edle und Freye ab, die über Leibzeigene geböthen. Die Edlen herrschten patriarchalisch über ihren Stamm, oder ihre Horde. Oft vereinigten sich mehrere derselben zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung, und dann wählten sie sich auch einen gemeinschaftlichen Anführer. Als Leute, die, von allen Beschränkungen der Neppigkeit und Weichlichkeit entfernt, blos den Einfluß ihres rauhen Himmelsstriches und ihrer Lebens- Mühseligkeiten empfanden, liebten sie nichts leidenschaftlicher, als kühne, mit Gefahren verknüpfte Unternehmungen. Daher zeigten sie sich frühzeitig als verwegene Seeräuber, die öfters auf unbewohnten Inseln und Vorgebirgen sich festsetzten, um von da ihre räuberischen Seezüge desto glücklicher ausführen zu können; die aber

noch öfter an den Küsten landeten, und in die Mündungen der Ströme einliefen, um mit reicher Beute in die Heymath zurückzukehren. Mit ihren kleinen, aus holen Bäumen, oder von Weiden geflochtenen, und mit Häuten überzogenen Fahrzeugen, die sie Barken (Borken?) nannten, und die selten mehr als zehn Mann faßten, durchfuhren sie alle Meere des Nordens, drangen sie, weder durch Untiefen noch durch Klippen abgehalten, in alle Mündungen ein. Ueber Wasserfälle zogen sie ihre Schiffe mit leichter Mühe hinüber, und oft verschanzten sie sich hinter diesen Schiffen, oder auf einer Insel, um von da ins innere Land zu streifen, und Menschen und Güter mit fortzuschleppen. Nach nichts waren sie aber lüsterner, als nach den goldnen und silbernen Gefäßen und Geräthschaften der Kirchen und Klöster.

Die Seezüge dieser nordischen Seeräuber, die man im südlichen Europa mit einem allgemeinen Nahmen Normänner nannte, wurden erst nach Karls des Großen Tode recht bedeutend. Die getheilte Macht der Franken, und  
die

meistens kraftlose Regierung der westfränkischen, oder französischen Karlinger, feuerte ihren Muth zu immer größern Unternehmungen an. Sie stellten sich in einem Lande, dessen Küsten sie einmal gefunden hatten, gewöhnlich alle Jahre ein. Es gab normännische Fürstensöhne, deren ganzes Erbtheil in einer Seeräuber-Flotte bestand. Solche Fürsten wurden Seekönige genannt, und diese standen sich manchmal besser, als die Landkönige, oder die Fürsten, die zu Hause blieben.

Noch unter Ludwigs des Frommen Regierung (834 u. 838) plünderten die Normänner schon die niederländischen Küsten an der Nordsee. Nicht lange nach den Vergleichen zu Verdun (845) landete eine Flotte von 600 normännischen Schiffen zuerst in Friesland, und lief, nachdem sie daselbst tapfern Widerstand gefunden hatte, in die Elbe ein, wo sie Hamburg, einen noch nicht längst angelegten Ort, zerstörte. Die Normänner erschienen einige Zeit darauf (880) in so großer Anzahl, daß sie unter der sächsischen Mannschaft, die ihnen der Herzog Bruno nicht weit von Hamburg

entgegenführte, eine große Niederlage anrichteten; daß Bruno, nebst vielen andern Edlen und zwey Bischöfen, getödtet wurde. In Deutschland fanden aber die Normänner mehr Widerstand, als Beute. Sie wendeten sich daher lieber nach solchen Gegenden, wo ein milderes Klima und größerer Reichthum, sie einlud. Sie wendeten sich vornehmlich nach Frankreich, welches sie jährlich, und selten ohne glücklichen Erfolg, heimsuchten. Ihre Aufmerksamkeit auf dieses Land lenkte zuerst der Kaiser Lothar, welcher dem normännischen Fürsten Hasting Seeland einräumte, damit er den Unterthanen seines Bruders Karl recht viel Schaden zufügen möchte. Die Normänner verbrennten hierauf die an der Seine liegende Stadt Rouen, trieben von den Klöstern Brandschatungen ein, verwüsteten Nantes und die umliegende Gegend, drangen auf der Garonne bis Toulouse vor, und kamen bis an die spanischen Küsten. Ihr Fürst Regner lief (845) mit 120 Schiffen in die Seine ein, bemächtigte sich der Stadt Paris, und erpresste von Karln dem Kahlen eine Contribution von 7000 Mark Silber.

ber. Man berathschlagte über die Gefahr, in welche Frankreich durch die Normänner versetzt wurde, auf mehr als einer Reichsversammlung; Karl der Kahle zog mehr als einmahl gegen sie zu Felde; aber es fehlte an Flotten und an Kriegsgelb. Bordeaux, welches die Normänner lange belagerten, wurde endlich von den Juden verrathen. Das Glück, welches die Unternehmungen der Normänner in Frankreich begünstigte, spornte ihre Kühnheit immer stärker an. Ihre Einfälle wurden nicht allein häufiger, sondern sie dachten auch schon auf beständige Wohnsitze. Sie sahen Nantes schon als eine Eroberung an. Sie erschienen in der Loire (853), verbrennten Tours, Angers, Blois und andere Städte mehr, plünderten Orleans, und zeigten sich überhaupt so mächtig, daß man sich in der größten Verlegenheit befand. Man zahlte ihrem Anführer Hastings eine ansehnliche Menge Goldstücke, um ihn und seine räuberischen Normänner wenigstens auf einige Zeit zu entfernen.

Hasting hatte von der reichen Stadt Rom gehört. Er war nach der Beute derselben lä-

stern. Daher umsegelte er das südwestliche Europa, landete in Toscana, verwechselte Luna (nicht weit von Lucca) mit Rom, tödtete die Einwohner, plünderte den Ort rein aus, und kehrte nach Frankreich zurück, wo ihm Karl der Kahle das Gebieth von Chartres zur Lehn gab. Da Karl gegen die Normänner so schlechte Vertheidigungsanstalten machte; da die Normänner von der Seine und Loire gar nicht mehr wegzubringen waren, so bathen die westfränkischen Herren den deutschen Ludwig um seinen Beystand. Ja sie trugen ihm sogar die Regierung an. Ludwig zog nun (858 nach Frankreich, und Karls Feinde giengen in so großer Anzahl zu ihm über, daß Karl sein Reich fast ganz verlohr. Ludwig betrieb aber die Sache nicht eifrig genug; auch regte sich der französische Nationalstolz, und Karls Macht wurde wieder so groß, daß Ludwig seinen Plan, ihn zu verdrängen, aufgeben mußte. Die Gefahr, die Krone zu verlieren, hatte Karl dem Kahlen die Nothwendigkeit, den Normännern einen nachdrücklichen Widerstand entgegen zu setzen, noch immer nicht fühlbar gemacht. Die  
 Nor-



Normänner, die indessen an den nordwestlichen Küsten Frankreichs mehr Widerstand fanden, fuhren nun um Spanien herum in die Rhone, und die Westfranken wußten sich ihrer durch kein andres Mittel zu erwehren, als daß sie bey Angers die Mayenne, einen Nebenfluß der Rhone, ableiteten, und ihr König Karl der Kahle schätzte sich glücklich, von den normännischen Seekönigen das Versprechen zu bekommen, daß sie während seines Lebens von Frankreich entfernt bleiben wollten; sie hielten aber dieses Versprechen natürlich nicht lange.

Die Normänner, die nicht allein Frankreich, sondern auch Italien und Spanien, mit ihren Landungen heimsuchten, fuhren, wie man leicht denken kann, vor Britanien nicht so ruhig vorbey, und diese Insel war vielmehr früher, als andere südlicher liegende Länder, das Ziel ihrer Seeräuberey. Den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen beförderte die damalige Verfassung Englands, welches unter mehrere kleine Könige getheilt war, die einander nicht leicht ungeneckt ließen. Der ansehn-

lichste unter diesen kleinen Staaten war Mercia, welches drey Hünstel von ganz England begriff. Zur Zeit Karls des Großen hatte es einen eben so listigen, als länderflüchtigen König, Namens Offa. An dessen Hof kam der ostangelische König Ethelret, um mit seiner Tochter Hochzeit zu halten; er wurde aber heimlich ermordet, und Offa nahm nicht nur Ostangeln, sondern auch Kent und einen Theil von Wesser, in Besitz. Die Keue, die er nach einiger Zeit über sein boshaftes Verfahren empfand, benutzte die Geislichkeit zu ihrem Vortheile. Sie beredete ihn, Klöster und Altäre zu stiften, und nach Rom zu reisen. Hier machte er sich gegen den Pabst zur jährlichen Entrichtung einer Abgabe an die Kirche des h. Petrus verbindlich, welche eigentlich zur Erhaltung eines für junge Engländer bestimmten Seminariums dienen sollte. Daraus erwuchs der sogenannte Petersfennig, von welchem sich die Engländer mehrere Jahrhunderte hindurch nicht befreyen konnten. Die von Offa gestiftete Monarchie dauerte aber nicht lange fort, und erst Ebert, ein König von Wes-

Wessex, war so glücklich, alle sieben Staaten auf ewig zu vereintgen. In seiner Jugend mußte er, durch einen andern Prinzen aus seinem Vaterlande verdrängt, bey Karln dem Großen seine Zuflucht suchen. Als aber sein Gegner Brithric von seiner Gemahlin, die einem Höflinge den Tod zugeschworen hatte, durch Verwechslung zweyer Flaschen vergiftet worden war, so kehrte (823) Ecbert, der den Aufenthalt an Karls Hofe zu seiner Ausbil- dung benützt hatte, in sein Vaterland zurück, und brachte es, sowohl durch Glück, als durch Klugheit unterstützt, zum vereinigten Besitze aller angelsächsischen Reiche. Die Einfälle der Normänner, welche vornehmlich die Klöster mißhandelten, wurden nun einige Zeit hin- durch mit glücklichem Erfolge abgehalten.

Wenn aber die Normänner in ihren Un- ternehmungen gegen die Staaten im südwestli- chen Europa so glücklich waren, so hatten sie dieses Glück nicht allein ihrem Muth und ih- rer Tapferkeit, so hatten sie dieses Glück der fast ununterbrochen fortdauernden Uneinigkeit der Könige aus Karls des Großen Nachkom-

menz

menschaft, zu danken. Unter diesen fand weder durch Grundgesetze, noch durch Verträge, noch durch wechselseitige Zuneigung, eine Verbindung statt. Der Kaiser Lothar war ja derjenige, der die Normänner gegen seinen Bruder Karl den Kahlen zu Feindseligkeiten reizte, und er verdiente daher das Schicksal, von ihnen in Italien geängstigt zu werden. Seine Verlegenheit wurde noch durch den Kampf mit den Arabern, und mit der Geistsüchtigkeit, vermehrt. Sein Vater Ludwig der Fromme hatte ihn, ohne die päpstliche Krönung abzuwarten, zum Kaiser ernannt; aber der Pabst Paschalis I setzte es, als Lothar nach Italien kam, dennoch durch, daß er sich von ihm krönen ließ. Diefem Beyspiele folgte sein Sohn Ludwig II, und der Pabst besetzte dadurch sein vermeyntes Recht, die Kaiserwürde von seiner Krönung abhängig zu machen. Ludwig II regierte schon während des Lebens seines Vaters Lothars, der sich meistens zu Aachen aufhielt, und durch die Kränklichkeit seines Körpers, und durch die Neue über die unbarmherzige Behandlung des Vaters,

ters,

ters, zu dem Entschlusse gebracht wurde, den Ueberrest seines Lebens dem Kloster zu widmen. Er starb aber sehr bald nach der Ausführung dieses Entschlusses im Kloster Prüm (855).

Lothars ansehnlicher Staat wurde nun von den Großen des Reiches unter seine drey Söhne getheilt. Ludwig II behauptete die Kaiserwürde und die italienischen Länder; seinem ältern Bruder Lothar II wurde das auf der linken Rheinseite liegende Land, welches nach ihm das lotharingische Reich genannt wurde, zu Theil, und der jüngere Bruder Karl, aus welchem seine ältern Brüder gern einen Mönch gemacht hätten, bekam Burgund und Provence, oder die südliche Hälfte des fränkischen Mittellandes, von Basel bis an das mittelländische Meer. Keiner von diesen drey Brüdern hinterließ standesmäßige, oder wenigstens anerkannte männliche Nachkommen, und der italienische Zweig der Karolinger verdorrte daher schon nach 35 Jahren. Der König Karl von Provence starb schon nach sieben Jahren (863) unvermählt, und sein Reich wurde von  
 sei:

seinen beyden ältern Brüdern so getheilt, daß Ludwig den südlichen, und Lothar den nördlichen bekam.

Der letztere, Lothar, verursachte durch seine Ehestreitigkeiten, daß sein Staat auch wieder aufhörte. Er war mit der Dietberg, der Tochter eines Grafen von Burgund, vermählt. Vorher hatte er aber schon mit einer gewissen Waldrade, seiner Geliebten, in einer ehemäßigen Verbindung gelebt. Diese mußte er zwar, bey der Vollziehung seiner Vermählung mit der Dietberg, entfernen; aber der Vater Lothar I war kaum gestorben, als er seine zärtlichst geliebte Waldrade zurückkommen ließ. Dietberg, die gegen seinen Umgang mit derselben wohl manches einzuwenden hatte, machte sich bey ihm so verhaßt, daß er sich von ihr zu scheiden wünschte. Nahe Verwandtschaft und verdächtiger Lebenswandel der Dietberg, diente ihm zum Vorwande. Die Erzbischöfe von Cöln und von Trier, die vornehmsten Prälaten im lotharingischen Reiche, ließen sich, als Verwandte der Waldrade, leicht bewegen, zu der von dem Lothar gewünschten Ehescheidung ih-

re Einwilligung zu geben. Ein zur Untersuchung derselben niedergesetztes Gericht verurtheilte die Dietberg, durch die Probe des siedenden Wassers sich zu reinigen. Sie ließ diese Probe durch eine bevollmächtigte Person ablegen; aber man fand ihre Unschuld noch immer zweifelhaft, und als man in einer Kirchenversammlung zu Nachen ihr Gewissen von neuem bestärkte, so bekennte sie sich endlich vor Gott und seinen Engeln schuldig, und gieng in ein Kloster. Ihre Verwandten und Freunde blieben aber überzeugt, daß man sie höchst ungerecht behandelt habe, und ihr Bruder Huebert, den Lothar nicht nur mit Abteyen sondern auch mit einer Herzogsstelle versehen hatte, wünschte sich an seinem Schwager Lothar zu rächen. An die Spitze der Parthey, die sich der Dietberg annahm, stellte sich der Erzbischof von Rheims, und Karl der Kahle versicherte der Dietberg, die aus dem Kloster entwischt war, seinen Schutz. Indessen erklärte eine neue Prälaten-Versammlung Lothars Ehe mit der Dietberg für getrennt, und ertheilte ihm die Erlaubnis, zu einer zweyten Verbindung zu schreiten.

ten.

ten. So wurde Waldrade Lothars rechtmäßige Gemahlin.

Die Gegenparthey wußte jedoch die Aufmerksamkeit des Papstes Nicolaus I auf diesen Streit hinzuziehen. Seine Legaten, die denselben in einer Kirchenversammlung zu Meß von neuem untersuchen sollten, ließen sich durch den Lothar bewegen, einen für ihn günstigen Ausspruch zu thun. Die Erzbischöfe von Triest und von Edln, welche den König ohne die päpstliche Einwilligung geschieden hatten, sollten sich zu Rom verantworten. Allein der Papst war mit der Entschuldigung seiner Legaten so unzufrieden, daß er nicht nur alle Beschlüsse der Versammlung zu Meß für ungültig erklärte, sondern auch die Erzbischöfe und seine Legaten in den Bann that. Doch der Kaiser Ludwig der II, Lothars Bruder, wurde über das Verfahren, das sich der Papst gegen denselben erlaubte, so unwillig, daß er nach Rom eilte, um den stolzen Oberbischof zu züchtigen. Vergebens stellte der Papst Beth- und Fasttage an; vergebens hielt er feyerliche Umgänge. Er konnte den Mißhandlungen der kaiserlichen Kriegs-



Kriegsleute doch nicht entgehen. Sein Ansehen wurde aber bald gerettet. Ein Fieber, von welchem der kränkliche Kaiser Ludwig befallen wurde, bewirkte, daß er sich von Rom wieder entfernte, daß er sich nicht weiter in den Handel mischte. Lothars Parthey verlohr nun den Muth. Der Erzbischof von Trier demüthigte sich vor dem Pabst; der kölnische appellirte zwar an eine Kirchenversammlung, aber vergebens, weil die übrigen Bischöfe wiederriefen, und Lothar selbst nachgab. Ein päpstlicher Legat führte ihn nun die Dietberg wieder zu, nahm ihm die Waldrade weg, und befahl ihm im Nahmen des Papstes, nach Rom zu kommen. Den Lothar kränkte der übermäßige Ton, womit man ihn behandelte, so sehr, daß er von dem Entschlusse, dem Pabst Gehorsam zu leisten, bald zurückkam, daß er seine Waldrade wieder zu sich nahm. Dießberg gerieth wegen ihres Lebens so sehr in Gefahr, daß sie zum zweytenmal zu Karlu den Kahlen flüchten mußte. Lothar wurde durch die Ermahnungen und Vorstellungen seiner Hofgeistlichen endlich aber doch bewogen, nach Rom zu ge-

hen, um mit dem heiligen Vater sich wieder auszuföhnen. Die Behandlung eines armen Sünders, die man ihm daselbst wiederfahren ließ, kränkte ihn aber so innig, daß seine Gesundheit dadurch zerrütet wurde, daß er (869) auf dem Heimwege zu Piacenza starb. Dietberg und Waldrade wanderten nun ins Kloster. Hugo, der Sohn der letzten, sollte sich mit Etsas begnügen, das er aber auch nicht einmahl behielt. Seine Oheime Ludwig und Karl theilten das väterliche Reich, so daß der östliche bis zur Maas und Durte sich erstreckende Theil dem ältern, das übrige aber dem jüngern Bruder, zufiel.

Der Kaiser Ludwig II, Lothars Bruder, erhielt keinen Antheil, weil er seinem kinderlosen Tode ohnedies entgegen sah. Er beherrschte Italien zwanzig Jahre hindurch, und der größte Theil dieses Landes lebte unter ihm in Ruhe und Wohlstand. Sein gutmüthiger Charakter erhielt, durch seine feurige und herrschaftliche Gemahlin Engelberg, eine thätigere Stimmung, welche seine Handel mit den Arabern und Griechen, mit den Päbsten und Großen,

fen, sehr nothwendig machte. Die Araber benutzten die Uneinigkeit der Fürsten Unteritaliens, um auch hier sich festzusetzen. Die Städte Neapel, Amalfi und Gaeta gehörten eigentlich zu den Besitzungen des oströmischen Kaisers in Italien; sie ließen sich aber durch die ohnmächtige Herrschaft derselben so wenig einschränken, daß sie gleichsam Republiken vorstellten. Durch ihr Beispiel gereizt, suchte sich die Stadt Capua der Abhängigkeit von dem Herzog von Benevent gleichfalls zu entziehen. Sie wählte den Fürsten Siconulf zu ihrem Oberhaupte. Da dieser dem Herzog Adalgis von Benevent zu mächtig war, so kam letzterer auf den Einfall, die Saracenen (Arabern) die, seit einigen Jahren, von Afrika aus, Sicilien und die südlichen Küsten Italiens manchmahl besucht, und im Gebiete von Tarent sich festgesetzt hatten, zu Hülfe zu rufen. Diese nahmen dem Siconulf Bari und andere Orter weg, und setzten ihn so in Verlegenheit, daß er in der Verzweiflung die Mauren aus Spanien herbeiholte. Unteritalien wurde nun der Schauplatz eines höchst landverderblichen Krie-

ges. Die Mauren liefen (859) in die Tiber ein, überfielen den offnen Theil der Stadt Rom dieſſeits des Fluſſes, und beraubten die Peterskirche aller ihrer Koſtbarkeiten. Dieſer Vorfall erregte nicht allein in Rom, ſondern in ganz Italien, eine lebhaſte Senſation. Römer und Griechen, Italiener und Franken, vereinigten ſich nun zu Waſſer und zu Lande. Von dieſer Macht unterſtützt, trieb zwar der Kaiſer Ludwig II die Saracenen zurück; ab ſie kamen bald wieder. Der Pabſt Leo IV hielt es daher für nöthig, den Hauptſiß der Chriſtenheit in einen beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen; beſonders befeſtigte er denjenigen Theil, in welchem der Vatican und die Peterskirche liegt. Eine neue ſtarke Flotte der Araber, welche in die Mündung der Tiber eindringen wollte, wurde glücklich zurückgeſchlagen. Der Kaiſer nahm denſelben Bari wieder ab, und auch Tarent würde er ihnen entriſſen haben, wenn die Ränke des Herzogs Adalgis von Benevent ihn nicht daran gehindert hätten. Adalgis fühlte ſich durch die ſtolze Behandlung, die ihm die Kaiſerin Engelberg und ihre Landſleute,

teute, die Franken, widerfahren ließen, so gekränkt, daß er mit dem griechischen Kaiser Basilius sich in Unterhandlungen einließ.

Nicephorus I., der Karln dem Großen den Kaisertitel zugestand \*), war (811) ein Opfer seiner tapfern Unternehmungen gegen die Bulgaren geworden. Diese siegten auch über den folgenden Kaiser Michael I so entscheidend, daß er (813) aus Verzweiflung der Regierung entsagte. Nun machte Leo V einen Armenier, der sich als General ausgezeichnet hatte, zum Kaiser, der, ungeachtet er den Bulgaren glücklich Widerstand leistete, auf Anstiften der Bilderfeinde (820) ermordet wurde. An seine Stelle kam Michael II. Sowohl unter diesem, als unter seinen beyden Nachfolgern Theophilus (829) und Michael III, (842) dauerte der Bilderstreit so lange fort, bis endlich ihre Verehrung wieder eingeführt wurde. Der schwache Michael III, der sich von seiner Mutter ganz beherrschen ließ, wurde vom Basilius gestürzt. In Macedonien geboren,

L 3

und

\*) Oben S. 92.

und sehr arm, stieg er durch seinen Muth und seine Tapferkeit im Vertrauen des Michaels so hoch, daß er ihn (866) zum Mitkaiser ernannte. Basilus suchte ihn nun seine ausschweifende Lebensart abzugewöhnen. Dadurch machte er sich aber bey demselben so verhaßt, daß er ihm, vom Wein berauscht, einen Galeeren-Sclaven zum Collegem geben wollte. Jetzt fühlte sich aber Basilus gedrungen, der Gefahr, die Anwartschaft auf den Kaiserthron zu verlieren, das Leben seines Wohlthäters Michael aufzuopfern. Basilus wurde der beste Kaiser, den Constantinopel seit langer Zeit gehabt hatte. Durch ihn bekam die Staatswirthschaft eine bessere Verfassung. Für die Unterhaltung seines Hofstaates widmete er eine mäßige Summe. Einnahme und Ausgabe wurde überall in ein richtiges Verhältniß gebracht. Den Ueberschuß wendete er zur Verschönerung der Hauptstadt an. Seine Minister wählte er mit glücklicher Vorsicht. Die Kriegsmacht wurde durch bloße Soldtruppen, und gute Kriegszucht, viel fürchtbarer, als sie vorher war, und seine Flotte hatte die Saracenen eifrig bekämpfen helfen.

fen. Jetzt rief er sie aber, durch die Unterhandlungen des Herzogs Adalgis, und des saracenischen Sultans von Bari bewogen, wieder zurück, und er äusserte gegen Ludwig II sogar das Verlangen, daß er sich nicht mehr einen Kaiser nennen sollte. Seine Macht war jedoch nicht groß genug, ihn im Ernst daran zu hindern. Indessen arbeitete er doch heimlich daran, seinen Untergang zu befördern. Er benachrichtigte den Herzog Adalgis, daß ihm Ludwig und seine Gemahlin Engelberg das traurige Schicksal zgedacht hatten, entfernt von seinem Herzogthume, in der Verbannung zu sterben. Aus Rache beredete nun Adalgis die meisten Städte in Unteritalien, den griechischen Kaiser für ihren Oberherrn zu erkennen. Als aber Ludwig die Städte dafür züchtigte, wußte der schlaue Adalgis sich so unschuldig anzustellen, daß ihm der gutmüthige Kaiser sein Zutrauen von neuem schenkte. Adalgis mißbrauchte es auf eine boshafte Art. Der Kaiser hatte seine Armee aus einander gehen lassen, und bloß eine kleine Leibwache in Benevent zurückbehalten. Unvermuthet wurde er von Adalgis

gis in seinem Pallaste überlaufen. Er zog sich mit seinen wenigen Leuten, die sich durch sein Beyspiel ermuntert, tapfer wehrten, in einen Thurm zurück. Als aber Adalgis Anstalten machte, ihn in diesen Thurme zu verbrennen, sah er sich genöthigt, alle Bedingungen seiner Befreyung, die ihm Adalgis vorschrieb, einzugehen. Er mußte unter andern beschwören, das Gebieth von Tarent nie wieder zu betreten. Aber kaum sah er sich in Freyheit, als er, voll Verdruß über den Adalgis, den Pabst ersuchte, von dem geleisteten Eide ihn wieder frey zu sprechen. Allein seine Kränklichkeit nahm nunmehr so zu, daß er sich mit Kriegsunternehmungen nicht mehr ernstlich beschäftigen durfte.

Da Ludwig II keine männlichen Erben hatte, so waren seine Oheime Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, bey der Annäherung seines Todes, nicht gleichgültig, und die benachbarten Regenten waren es eben so wenig. Die Kaiserin Engelberg und der Kaiser Basilius wünschten, daß der ältere Bruder Ludwig der deutsche Beherrscher von Italien werden möch-

te;



te; der Pabst Hadrian neigte sich aber ganz auf Karls des Kahlen Seite. An ihn schloffen sich die vielen Feinde an, die sich Engelberg durch ihren Stolz zugezogen hatte. Karl der Kahle war auch auf Ludwigs II Tod (875) so gut vorbereitet, daß er ohne Verzug mit einem zahlreichen Gefolge von seinen Lehnsleuten, und mit einer ansehnlichen Armee, über die Alpen gehen konnte. Der alte und kränklische Ludwig der Deutsche ließ seinen ältesten Sohn Karlmann mit einem starken Heere nach Italien ziehen, um seine Rechte zu behaupten. Der biedere Neffe ließ sich aber von den listigen Oheim verleiten, diesen Erbfolgestreit nicht durch die Waffen, sondern durch Unterhandlungen, zu entscheiden. Karlmann zog nach Deutschland zurück. Karl der Kahle stellte sich, als wenn er gleichfalls den Rückzug antreten wollte; er marschierte aber durch einen Umweg gerade nach Rom, und ließ sich von dem Pabst Johann VIII zum Kaiser, und zum Herrscher Italiens, krönen. Die italienischen Reichsstände erklärten ihn zwar für ihren Oberherrn; aber sie versprachen ihm ihren Gehor-

sam nur unter der Bedingung, wenn durch denselben ihre Sicherheit, und das Wohl der Kirche, befördert werden würde. Man sieht hieraus ganz deutlich, daß die geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens den Kaiser aus Karls des Großen Geschlecht eigentlich nur für ihren Titular-Oberherrn erkannten. Die vornehmsten unter den weltlichen Fürsten, die Herzoge von Spoleto, von Friaul, von der Lombarden, und von Toscana, suchten sich immer mehr in unabhängige Fürsten zu verwandeln, und der Pabst, dem Karl der Kahle die Kaiserwürde hauptsächlich zu danken hatte, konnte seine Anmaßungen in Ansehung der weltlichen Herrschaft ganz ungestört immer weiter treiben.

Karl der Kahle, in dessen Charakter Habgucht, Eitelkeit und Hartherzigkeit die Hauptzüge ausmachten; der, mit Muth, Klugheit und Festigkeit nur wenig ausgerüstet, sich eben so wenig auf die Regierung, als auf die Staatswirthschaft, verstand; der das, was ihm an Einsichten gebrach, durch List zu ersetzen suchte; der hatte in Frankreich, seinem eigentlichen

Staa-

Staate, mit geistlichen und weltlichen Herren zu kämpfen, die ihren Gehorsam ganz nach ihrer Willkühr einrichteten; die durch sein Ansehen an unaufhörlichen Fehden und gewaltthätigen Handlungen sich nicht stören ließen; die, als er zur Bekämpfung der Normänner so wenig mit Ernst wirkte, ihn gar absetzen wollten. Ein solcher Regent war für die italienischen Fürsten, und besonders für den Pabst, gar nicht gefährlich. Und dennoch wollte Karl der Kahle, der so wenig Regierungsfähigkeit besaß, nach dem Tode Ludwigs des Deutschen (876) auch die Länder auf der linken Rheinseite an sich reißen; er wurde aber bey Andernach von Ludwig dem Jüngern, Ludwigs des Deutschen mittlern Sohn, tapfer zurückgetrieben. Die Niederlage der Franzosen vergrößerte ein sonderbarer Umstand. Die Reiter wollten entstehen; die Pferde, die mehr dem Rufe der Schlachttrompete, als dem Lenken des Rügels folgten, eilten aber immer wieder ins Dressen zurück. Ritter und Pferde geriethen dadurch in die Gewalt der Deutschen. Karl selbst flüchtete mit großer Gefahr nach Lüttrich. Indeß  
 fen

fen war sein großes Reich auf allen Seiten angegriffen. Westfrankreich verwüsteten die Normänner, und Rom bedroheten die Saracenen. Die Normänner bewog man durch Geld und Geschenke zum Rückzuge; gegen die Araber machte man furchtbare Kriegsanstalten, zu welchen das ganze Land, und selbst die Kirchen, beitragen mußten. Karl, der selbst nach Italien zieht, erschrickt über die Annäherung des deutschen Karimanns mit einem großen Heere so sehr, daß er von Pavia, wo er sich mit dem Pabst unterredet hat, nach Frankreich zurückeilt; er stirbt aber (877 Oct.) noch auf dem Wege; vielleicht an den Folgen einer Vergiftung, die man einem jüdischen Arzte zuschreibt.

Ludwig der Stammler, Karls Sohn wurde durch die Hänke seiner Stiefmutter Nichild, und deren Bruder Boso, Gemahls der Irmengard, der einzigen Tochter des Kaiser Ludwigs II, der Herzog von der Lombardey war, von den Großen der Nation so eingeschränkt, daß sein königliches Ansehn fast nichts bedeutete. Unter solchen Umständen durfte er gar nicht mit Ernst daran denken, Italien und die Kai-  
ser:

ferwürde zu behaupten. Der deutsche Karlmann, der schon in Italien stand, zog jetzt, ohne eine vom Pabst vorgeschriebene Capitulation zu unterzeichnen, nach Rom, und ließ sich den Huldigungseid schwören. Der Pabst Johann VIII suchte in Frankreich Hülfe, fand sie aber nicht. Ludwig der Stammler war auch nicht lange im Stande zu helfen; er starb (879 April) anderthalb Jahre nach seinem Vater. Nun entstand über seine Nachfolge Streit. Zu seiner Vermählung mit der Ansgard hatte der Vater Karl der Kahle seine Einwilligung nicht gegeben, und er hatte sich daher von ihr scheiden lassen müssen, um die Adelheid zu heirathen. Die letztere gebahr nach Ludwigs Tode einen Sohn, den man Karln den Einfältigen nannte; von der ersten waren zwey Söhne, Ludwig und Karlmann vorhanden. Wer sollte nun von diesen drey Prinzen König werden? Die Großen des westfränkischen Reiches theilten sich in zwey Partheyen. Die eine stimmte für die Söhne der Ansgard; die andre hatte ihr Vertrauen auf einen ostfränkischen, oder deutschen Karlinger, gesetzt. Die erste Parthey drang

drang

drang endlich durch; Ludwig und Karlmann stellten nun die Könige vor, aber sie spielten ihre Königsrolle nur kurze Zeit. Ludwig der Ältere ward das Opfer eines verliebten Abentheurers. Er setzte (882 Aug.) einem schönem Bauermädchen zu Pferde so hitzig nach, daß er, an der niedrigen Thür des väterlichen Hauses, in welchen das Mädchen sich zu retten suchte, erschrecklich anprallte. Dieß zog ihm eine tödtliche Querschung an der Brust zu. Sein Bruder Karlmann kam (884 Dec.) gleichfalls auf eine abentheuerliche Art ums Leben. Einer von seinem Gefolge, der ihm gegen einen wilden Eber zu Hülfe eilt, durchrennt ihn aus Versehen mit dem Jagdspieße so unglücklich, daß der König sterben muß. Nun war von allen westfränkischen Karlingern weiter niemand, als Karl der Einfältige, noch übrig. Aber ein fünfjähriger Prinz, den man noch überdieß nicht für einen ächten Sohn seines Vaters hielt, schien auf die Ehre, König der Westfranken zu seyn, so wenig Anspruch machen zu können, daß man, ohne sich zu bedenken, einem deutschen Karlinger, Karl dem Dicken, die Regierung antrug.

Als

Als dieses geschah, hatte sich ein Theil des westfränkischen Reiches in einen eignen Staat verwandelt. Bosó, Karls des Kahlen Schwager, hatte, nach dem Tode Ludwigs des Stammers, vom Pabst so wie von der hohen Geistlichkeit und den Großen begünstigt, denjenigen Theil Westfrankens, der, von dem Jura und den Alpen bis an die Rhone und Saone sich erstreckte, und die nachmahligten Provinzen Provence, Dauphine, Lionois, und einen Theil der Graffschaft Burgund, begriff, in das Königreich Burgund umgeschaffen. Die ihm geneigten Bischöfe trugen in einer Versammlung der vornehmsten Herren dieses Landes, dessen Regierung von den karlingischen Königen sehr vernachlässigt worden war, auf einen eignen Regenten an, und schlugen dazu den Herzog Bosó vor, der vielleicht als der Schwager des Kaisers Karl, bereits eine Art von Krone trug. Der schlaue Bosó verlangte, daß man, vor der völligen Entscheidung dieser Sache, drey Betsstage halten möchte, um der göttlichen Einwirkung desto zuverlässiger sich zu versichern. Auch unterschrieb er eine Capitulation. Hierauf wurde

er (879 Oct.) zu Lyon, der Hauptstadt des neuen Reichs, feyerlich gekrönt. Die übrigen karlingischen Könige rückten zwar mit vereinigter Macht gegen ihn an, und Bosso mußte in unzugänglichen Gebirgen seine Zuflucht suchen; aber seine Gemahlin Ermengard vertheidigte die Stadt Bienne so standhaft, und der Pabst Johann VIII. bewog den deutschen König Karl den Dicke so glücklich zum Rückzuge, daß Bosso von den westfränkischen Königen, welche mit den Normännern schon genug beschäftigt waren, nicht weiter angefochten wurde.

Karl der Dicke, dem die westfränkischen Herrn (884) ihre Königswürde antrugen, war bereits einziger Besitzer des ganzen ostfränkischen Reichs, oder Deutschlands. Als Ludwig der Deutsche gestorben war, theilten seine drey Söhne das väterliche Reich; Karlmann bekam den südlichen, Ludwig der Jüngere den nördlichen, und Karl der Dicke den westlichen Theil. Aber die deutschen Karlinger hatten das Schicksal der französischen. Auch auf ihren Nachkommenschaft ruhte kein Segen, und sie starben geschwinde nach einander weg. Karlmanns



manns Gesundheit wurde durch das italiensche Klima so aufgelöset, daß er schon im zweyten Jahre der Kaiserwürde (880) starb. Die Großen des bayrischen Staates trugen hierauf dem jüngern Ludwig die Regierung an, und sein Bruder Karl, der mit einem dicken, durch Ausschweifungen und Epilepsie geschwächten Körper einen schwachen Verstand vereinigte, hatte gegen diese Staatsveränderung wenig einzuwenden. Eine Parthey der italienschen Herren rief den jüngern Ludwig auch nach Italien, um die Araber zurückzutreiben, und den Fehden der kleinen Fürsten Einhalt zu thun; aber Ludwig überließ die Ehre seinem Bruder Karl. Dieser paßte sich sehr gut für die herrschsüchtigen Absichten des Pabstes Johannis VIII, der sich das Ansehn gab, als wenn er in der aufrichtigsten Zuneigung Karln, den er seinen einzigen lieben Sohn nannte, zum Kaiser ausgesucht hätte. Karl mußte sich aber verbindlich machen, das Gebieth des heiligen Petrus nicht eher zu berühren, als bis er die ihm vorgelegten Bedingungen würde genehmigt haben. Auf diese Art wurde Karl der Dicke römischer

Galletti Weltg. 6r Th.            M            Kat:

Kaiser. Da nun der einzige Sohn Ludwigs des Jüngern, der bald darauf (882) starb, als ein Kind von einem Altane zu Regensburg heruntergestürzt war, und den Hals gebrochen hatte, so vereinigte Karl der Dicke den Besitz des ganzen deutschen Reiches, und eben dieser Karl der Dicke hatte das unverdiente Glück, die ganze Monarchie seines Großvaters Karls des Großen wieder zusammenzubringen.

Der unbehülliche Karl hatte zur Beherrschung eines so weitläufigen Staates nicht die geringsten Fähigkeiten. Daher handelte er so manchmal unbefonnen und ungerecht; daher mußte er seinen Ministern fast alle Regierungsgeschäfte überlassen. Unter diesen besaß ein italienischer Prälat, der Bischof Luitward von Vercelli, sein Zutrauen am meisten. Wenn Karl der Dicke das Reich weder gegen die Normänner, noch gegen die Saracenen vertheidigte; wenn er die zahlreichen Scharen von braven Leuten, die zu dieser Vertheidigung anrückten, nicht zu brauchen wußte, so warf man alle Schuld auf den Luitward, der, wie man behauptete, von den normännischen Fürsten Ge-

Geschenke angenommen haben sollte. Endlich gelang es seinen Feinden ihn bey dem Kaiser, dessen Körper: und Geisteskräfte täglich abnahmen, in den Verdacht eines verbotenen Umgangs mit seiner Gemahlin zu bringen. Karl dankte ihn nun ab, und verklagte seine Gemahlin vor einer Reichsversammlung. Sie mußte, obgleich bereit, ihre Unschuld zu erweisen, in ein Kloster wandern. Luitward begiebt sich, mit Nachbegierde erfüllt, zum Arnulf, dem Herzog von Kärnthen, einem Sohne des Kaisers Karlmann, den dieser mit einer edlen Slawin erzeugt hatte. Arnulf stand, wegen seiner glücklichen Kriegszüge gegen Normänner und Slawen, bey den Deutschen in großem Ansehn. Von den Karlingern war, auffer dem kleinen Karl dem Einfältigen, kein rechtmäßiger Prinz mehr vorhanden. Wie leicht konnte also der eben so kluge als ehrgeizige Arnulf den Gedanken fassen, der König der Deutschen zu werden! Wie sehr mögen ihn Luitward und andere Großen dazu aufgemuntert haben! Karl der Dicke wollte, mit

M 2

starb,

starb, entweder seinen unehlichen Sohn Bernhard, oder den Ludwig, Bosos Sohn und Nachfolger, zu seinem Mitregenten erklären. Man durfte also die Ausführung des Plans, ihn abzusetzen, nicht lange mehr aufschieben. Karl zog langsam zur Reichsversammlung nach Ingelheim. Arnulf nähert sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, und kündigt dem Kaiser den Gehorsam auf. Die deutschen Herren schließen sich an ihn an. In einer Versammlung zu Tribur, einem kaiserlichen Pallaste (im Hessendarmsstädtischen), wird Karl (887 Nov.) für unfähig erklärt, die Regierung ferner zu führen, und Arnulf zu seinem Nachfolger ernannt. Karl, den selbst seine Hofleute verlassen, durchlebt seine letzten Tage im Kloster Reichenau (im Bodensee), und stirbt schon zu Anfang des folgenden Jahres (888), vielleicht von einem gewaltsamen Tode überrascht.

Karls des Dicken Absetzung gab das Zeichen zu einer neuen Zerstückelung der karlischen Monarchie. Arnulf war zwar Beherrscher der Deutschen; auch erlangte er den Kaisertitel; aber

aber den ganzen Umfang der Rechte Karls des Dicken konnte er sich nicht zueignen. In Frankreich erklärte sich der größte Theil der Nation für den eben so schönen als klugen Grafen Odo von Paris und Orleans. Von Frankreich trennte sich jetzt aber noch ein zweyter Staat. In Oberburgund (in der auf der Westseite der Riß liegenden Schweiz, und in Savoyen) warf sich Rudolph, ein Abkömmling der Kaiserin Jutta, zum Könige auf. In Italien strebten zwey der angesehensten Fürsten zugleich nach der Oberherrschaft. Der Herzog Guido von Spoleto, ein edler Franke, und der Herzog Berengar von Friaul, ein Tochtersohn Kaiser Ludwigs des Frommen, glaubten beyde auf die italienische Krone einen gegründeten Anspruch machen zu können. Guido, ein unternehmender Mann, machte einen Versuch, auch die Herrschaft über Frankreich an sich zu reißen. Er zog, vom Pabst Stephan V zum Könige von Frankreich gekrönt, zur Besitznahme dieses Landes aus, hatte aber das Mißvergnügen, dem Könige Odo weichen zu müssen. In Italien war er glücklicher. Vom Pabst unterstützt, brachte er es (889)

hin, daß Berengar ihm das italienische Königthum überlassen, und mit Friaul sich begnügen mußte. Stephan V. ertheilte dem Guido auch die Kaiserkrone, und dieser nahm, um das Eigenthum derselben bey seiner Familie zu befestigen, seinen Sohn Lambert zum Mitregenten an. Allein, die geistlichen und weltlichen Herren Italiens fanden es für ihre Absichten gar nicht rathsam, ihren Oberherrn in der Nähe zu haben. Der neue Pabst Formosus fand, daß sich der Kaiser Guido gar zu viele Rechte anmaßte. Er und Berengar riefen daher (893) den König Arnulf aus Deutschland herbey.

Arnulf schien bey seinem Einmarsche in Italien nicht die Absicht zu haben, die Liebe seiner Bewohner sich zu erwerben. Der wankelmüthige und treulose, aber eben so furchtsame Charakter derselben mochte dem starkfühlenden und entschlossenen Arnulf wohl die Nothwendigkeit gezeigt haben, zur festen Herrschaft über Italien durch Schrecken sich den Weg zu bahnen. Daher behandelte er alles, was sich widersetzte, mit unbarmherziger

Strenge

Strenge. Als er die Stadt Bergamo durch Sturm eingenommen hatte, wollte er alle Einwohner derselben niederhauen lassen. Nun schenkte er ihnen zwar, durch die Bitten des gefangnen Bischofs gerührt, das Leben; allein nichts konnte ihn abhalten, den Gouverneur der Stadt, Ambrosius, in voller Rüstung vor dem Thore an einem Baume aufhängen zu lassen. Arnulf kam aber damals über die Lombardey nicht hinaus. Der Kaiser Guido erhielt vom burgundischen König Rudolf Hilfe, und Arnulf zog aus Italien wieder ab. Berengar verglich sich hierauf mit dem Lambert, dem Nachfolger seines Vaters Guido, (894). Diese Einigkeit war dem Pabst so unangenehm, daß er den Arnulf zum zweytenmahl nach Italien rief. Diesem machten es seine Bischöfe zur Gewissenssache, dem Oberhaupte der Kirche beyzustehen. Arnulf drang ohne Widerstand vor. Berengar, der in Toscana, gar nichts Unangenehmes befürchtend, vor ihm erschien, wurde in Verhaft genommen. Indessen vermehrten sich die Krieger der Gegenparthey so häufig, daß

Arnulf in Verlegenheit gerieth. Seine beute-  
 süchtigen Deutschen wollten nach Rom geführt  
 seyn; denn ein Theil der großen Stadt be-  
 fand sich bereits in der Gewalt der Feinde des  
 Pabstes. Rom wurde von den Deutschen mit  
 Sturm eingenommen. Eben lief, als sie sich  
 näherten, ein aufgeschreckter Hase den Stadt-  
 mauern zu. Man verfolgte denselben mit  
 Jagdgeschrey. Die auf den Mauern ausge-  
 stellten Posten, die diesen Lärm für das Ge-  
 töse der zum Sturme anrückenden Deutschen  
 hielten, entfernten sich furchtsam, und brach-  
 ten jene dadurch auf den Gedanken, die Mau-  
 ern sogleich zu ersteigen. Arnulf genoß nun  
 die Ehre, vom Pabst zum Kaiser gekrönt zu  
 werden. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn  
 aber, die Befestigung seiner Macht in Italien  
 unvollendet zu lassen, und nach Deutschland  
 zurückzukehren, wo ihn damahls ein anderer  
 ihm näherliegender Gegenstand beschäftigte.  
 Dieß war ein Krieg mit dem großmährischen  
 Könige Swatopluk.



---

## Viertes Kapitel.

---

Im östlichen Europa heben sich Slawen, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen und Ungern empor. Großmährisches Reich. Letzte Karlinger in Deutschland und Frankreich. Normänner in Frankreich und England.

---

Die Slawen, zu welchen auch die Mährer gehörten, hatten sich um diese Zeit im östlichen Europa, besonders zwischen der Elbe und Weichsel, gewaltig ausgebreitet. Am wahrscheinlichsten waren sie Abkömmlinge der alten Sarmaten. Von ihren westlichen Nachbarn, den Deutschen, unterschieden sie sich in ihrem Charakter, in ihren Sitten und in ihrer Cultur ganz auffallend. Ihr röthliches Haar,

M 5

ihre

ihre schmutzige braungelbe Gesichtsfarbe, ihr starrer Blick, ihr kleines schwärzliches Auge gab dem auf einem starknervigen und fleischigen Körper sitzendem Kopfe ein ziemlich ungeschickliches Ansehn. Bey vieler Gelenksamkeit schritten sie doch sehr unsicher einher. Ihr Gewand gab in den ältern Zeiten ein weites, medisches oder griechisches Oberkleid, und ein schurzähnlicher Umhang, meistens von Fellen und Pelzen, ab. Die deutschen Slawen trugen gewöhnlich ein kurzes Kleid, das sie Ramsol nannten. Ihre Füße bedeckten sie mit Schuhen mit sehr hohen Absätzen, die zugleich die Stelle der Strümpfe vertraten. Den Kopf hüllten sie in eine Mütze oder Kappe ein. Die Weibspersonen der Slawen, vornehmlich die Jungfern und Bräute, liebten das Geklingel von silbernen Münzen und andern metallenen Spielwerken. Die Hütten der slawischen Völker, die, vor ihrer Bekanntschaft mit den Deutschen, nur von Holz gebaut, und so niedrig waren, daß sie keiner Treppen bedurften, standen lange zerstreut, und hatten mit den Häusern der jetzigen russischen Bauern die größte Aehnlichkeit.

keit. Die Slawen tranken nicht allein Bier, sondern auch Meth, den sie aus Honig machten. Von jeher war das Baden allgemeine Sitte der Slawen, und dennoch soll nicht nur an ihren Körpern, sondern auch an ihren Geräthschaften, und an ihren Wohnungen, die abscheulichste Unsauberkeit geherrscht haben. Ihre Heyrathsitte stellte eine Art von Raub vor. Der Bräutigam begab sich, von seinen Freunden begleitet, zu Pferde und bewaffnet, nach der Hütte seiner Braut. Bey dem Hochzeitsschmauße hatte das Brautpaar seinen eigenen Tisch. Die Braut wurde von ihren Gespielinnen ausgekleidet, und hernach dem Bräutigam überliefert, der ihr am Morgen nach der Hochzeitnacht ein besondres Geschenk machte. Fand er aber ihre Jungfrauschaft verdächtig, so wurde sie von ihren Eltern als eine Leibeigene verkauft. Eine Trennung der Ehe kam bey den Slawen gar nicht vor, und auch der Ehebruch war keins ihrer gewöhnlichen Laster. Ihre Jünglinge liebten ein kriegerisches Spiel mit Pfeilen. Musik und Tanz war das, was allen slawischen Völkern

das

das meiste Vergnügen gewährte, was selbst von ihren ernsthaften Versammlungen und Unternehmungen nicht getrennt werden durfte. Ihre vornehmsten musikalischen Werkzeuge waren ein gekrümmtes Blasinstrument von einem Bocks- oder Ziegenhorn mit Böchern; ein Dudelsack, und eine besondere Art von Geige. Für den Tanz hatten sie eine leidenschaftliche Neigung. Ihre Verstorbenen ließen sie durch gedungene Personen, vornehmlich durch Weiber, beklagen. Sie verbrennten ihre Leichen, und betrauerteten sie in einer Art von Mantel. In ihrem Charakter herrschte meistens fröhliche Laune, Unerblichkeit, Freyheitsliebe, Tapferkeit, Ehrlichkeit, die sich scheute, einen Eid zu schwören, und eheliche Treue. Wenn sie die Geschichtschreiber als höchst ekelhafte, gegen Hunger, Gestank, Schmerzen fühllose, verzagte, gleichmüthige, gastfreye und doch raubfüchtige, kaltblütig grausame, ungesellige, das weibliche Geschlecht hartbehandelnde, stumpfsinnige, kriechend demüthige, boshafte und verstockte Menschen schildern, so muß man sich erinnern, daß sie dies

dies

diesen Geschichtschreibern, die, als Missionarien das ihnen so verhaßte Christenthum unter ihnen ausbreiten sollten, eben nicht sehr liebenswürdig vorgekommen seyn mögen.

Ihre Religion, die die Slawen gegen die christliche so ungern vertauschten, war die Religion der Völker, die, wenigstens anfänglich, Viehzucht trieben. Ihr Gott, den sie Bog nannten, stellte die Sonne vor. Bald war er der Gott des Sonnenlichtes (Wjelbog); bald der Gott der Morgenröthe (Jutrybog); bald der Gott des heiligen Lichtes (Schwante-wit). Ihm setzten sie den schwarzen Gott (Tschernebog), vielleicht den Gott der Nacht, entgegen. Allmählig vermehrten sich auch bey den Slawen, so wie bey andern Völkern, die Götter, die sie alle von dem Bog herleiteten. Die vorzüglichsten unter denselben waren Madegast, der Gott der Freude, Schiwa, die Göttin des Lebens, Trigla, eine dreyköpfige Gottheit, Woda, der Gott des Krieges. Diese Götter wurden anfangs auf Bergen und in Haynen verehrt. Man opferte ihnen Ochsen und andre Thiere. Die Opfer gaben zugleich

Dra:

Orakel oder Auspicien ab. Zauberer und Hexen standen bey den Slawen in großem Ansehn.

Seitdem die Slawen mit dem Ackerbau festere Wohnsitze sich angeschafft hatten, seitdem theilten sie ihre Landstriche in Bezirke oder Gauen, die sie in ihrer Sprache Zuparnias nannten. Die Fürsten oder Häupter ihrer Stämme hießen Kral, und es gab gewöhnlich eine herrschende Familie. Die Fürsten der Horde stellten aber keine unumschränkten Herren vor; sie mußten vielmehr bey An gelegenheiten, welche das Wohl der ganzen Horde angiengen, die vornehmsten Familien väter derselben um Rath fragen. Die Gerechtigkeit wurde nach gewissen festgesetzten Gewohnheiten verwaltet. Einen Eid schworen die Slawen selten, weil sie sich vor der göttlichen Rache fürchteten.

Den Einfluß ihres Obergottes erkannten sie besonders in Ansehung des Krieges an, und ihre Kriege, welchen gottesdienstliche Handlungen vorauszugehen pflegten, waren gleichsam heilige Kriege. Ihre Waffen bestanden  
in

in langen, vom Gürtel herabhängenden Messern, in Wurfspeisen, Bogen, Schwerdtern, Lanzen und kleinen Schilden. Ihre Mannschaft focht meistens zu Fuß, und Fahnen hatten sie anfangs nicht. Wenn sie sich gegen die gefangenen Christen unbarmherzig bewiesen, so war dieß weniger eine Wirkung ihres angebohrnen Charakters, als der durch die unbarmherzige Behandlung der Christen angefeuerten Rachsucht.

Eigentliche Handwerker hatten die Slawen anfangs nicht, und jeder verfertigte sich seine Bedürfnisse selbst. Zur Zeit der Karlinger war ihr Kunstfleiß aber schon ziemlich hoch gestiegen. Sie wußten Gold, Silber, Eisen und Kupfer in Götzenbilder und Werkzeuge zu verwandeln. Sie verfertigten viele Leinwand; sie bauten Wagen und Schitten; sie bauten Schiffe, die sie aber noch nicht durch Seegel, sondern bloß durch Ruder, in Bewegung setzten. Ihr Handel war schon zu Anfang dieses Zeitraumes von großer Bedeutung, und wenn sie auch weiter nichts als lesen und schreiben, und bis auf Zehn zählen konnten,

so

so waren sie im Ganzen genommen doch immer eine achtungswerthe Nation, der es die christlichen Deutschen nur mit Unbilligkeit zum Fehler anrechneten, daß sie sich von ihnen nicht wollten unterjochen und befehren lassen.

Die Slawen bestanden aus verschiedenen Stämmen. In Deutschland, am rechten Ufer der Elbe, breiteten sich die Wenden aus, die im östlichen Theile von Oestreich Winden hießen. An die letztern gränzten nordöstlich die Morawer, die von dem Flusse Morawa ihren Nahmen hatten, und, ausser dem jetzigen Mähren, auch Oberschlesien, ingleichen Ungern zwischen der Donau, der Theis und den Carpathen, im Besitze hatten. An diese schlossen sich nordwestwärts die Böhmen, und nordwärts die Polen an.

Gegen Osten gränzten mit den Slawen verschiedene Völker mongolischen Ursprungs zusammen, welche in der Geschichte dieses Zeitalters eine bedeutende Rolle spielten; welche die Slawen weiter nach Westen hindrängten. Unter diese gehörten die Bulgaren, die sich, in der Gegend von Constantinopel bis an die  
Donau



Donau und die Karpathen, ausgebreitet hatten. Sie waren Verwandte der Awaren; denn, noch zu Karls des Großen Zeiten stimmten sie in Ansehung ihrer Kleidung und ihrer Gesetze mit denselben überein; auch nahmen die von Karln bedrängten Awaren zu ihnen ihre Zuflucht. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit der Viehzucht und Jagd, ingleichen mit dem Pelz- und Sclavenhandel. Ihre wenigen Aecker ließen sie von Leibeigenen bearbeiten. Nach Heute waren sie sehr lästern, und die Kaiser von Constantinopel mußten ihnen die Unterlassung der Feindseligkeiten, durch Geschenke und Tribut, abkaufen. Ihre Verfassung war militärisch. Ihren Oberfeldherrn nannten sie Chan. Ihre Fahne stellte ein Rosschweif vor.

Nördlicher als die Bulgaren, am schwarzen Meere, wohnten die Chazaren, die sich von der Krim und dem Don bis zur Theis ausbreiteten, und ihren Nachbarn, vornehmlich den slawischen Völkern, sich sehr furchtbar machten. Das Christenthum, das zwey griechische Mönche Methudius und Cyrillus, un-

Galletti Weltg. 6r Th. N ter

ter ihnen, so wie unter den Bulgaren, auszubreiten suchten, zeigte noch wenig Einfluß auf ihre Lebensart.

Östlicher als die Chazaren, zwischen der Wolga und dem Ural (Jait) lebten die Petschenegen, die, von den Chazaren geängstigt, sich zum Theil westwärts nach dem Dnieper und dem Oberdon, zogen, wo sie zwischen den Chazaren und Slaven ihre Wohnsitze aufschlugen. Sie bestanden aus 13 Horden, die, wie die Tataren, wieder in Compagnien getheilt waren. Ihre furchtbare Macht übten unter andern auch die Ungern.

Diese, gleichfalls ein mongolischer Völkers Stamm, waren, wie ihre Sprache beweiset, Verwandte der Finnen, und theilten sich damals in mehrere Horden, die unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte aus der Familie Arpads standen. In ihren Sitten waren sie den eben beschriebenen Völkern, waren sie den jetzigen Tataren, sehr ähnlich. Sie trieben vorzüglich Pferdezucht, und das Pferd war für sie ein sehr nützlichcs Thier, das sie fast den ganzen Tag auf seinem Rücken trug, dessen

fen Fleisch, Blut und Milch zu ihren liebsten Nahrungsmitteln gehörte. Sie konnten sich an eine ruhige Lebensart lange nicht gewöhnen. Ihre Feinde behandelten sie sehr grausam. Das warme Blut frischereschlagener Menschen auszufangen, und das Herz als eine Arznei zu verschlucken, gehörte zu ihren ziemlich gewöhnlichen Sitten. Von schmahlem und niedrigem Wuchs, mit kleinen tiefstiegender Augen, kahlabgeschornen Haaren, aufgerizten Wangen, und bloß in Felle oder in Filz gehüllt, sahen sie fast mehr Thieren, als Menschen, ähnlich. Sie wurden von den Petschenegen aus der Gegend zwischen dem Dnieper und dem Oberdon vertrieben, und ließen sich hierauf zwischen dem Bug und der Donau-Mündung, nieder. Allein die Petschenegen (892) von den Bulgaren angereizt, abermahls über die Ungern her, verwüsteten ihr Land, schleppten ihre Weiber und Kinder fort, und nöthigten sie, sich weiter nach Westen zu ziehen. Hier verdrängten sie zuerst die Mährer aus der Gegend zwischen der Theis, den Karpathen und der Donau; sodenn brei-

teten sie sich auch jenseits der Donau, bis zum  
 Kahlenberg und bis zur Enß, aus. Sie hat-  
 ten also, ausser dem heutigen Ungern und der  
 Walachey, auch ein Stück von Oestreich im  
 Besitze. Ihre nomadische Lebensart setzten sie  
 hier noch lange fort. Ihre Horden zogen,  
 nach der Anordnung ihres Oberhans, nach  
 verschiedenen Gegenden aus. Sie beunruhig-  
 ten eben sowohl Italien, als Deutschland,  
 mit ihren plündernden und verwüstenden Ein-  
 fällen. Sie giengen über die Alpen nach  
 dem Po, und auf der Seite von Venedig,  
 wieder nach Hause. Ihre Märsche machten  
 sie sehr geschwinde, weil sie, wie alle mongo-  
 lischen Völker, bloß zu Pferde in Krieg zogen.  
 Ihr Angriff überraschte die Deutschen um so  
 mehr, je weniger dieselben mit leichter Reite-  
 rey versehen waren, und ihre Einfälle fielen  
 um so glücklicher aus, je weniger sie durch  
 Festungen eingeschränkt wurden. Sie machten  
 sich durch ihre Kriegsunternehmungen bald so  
 bekannt, daß sie der Kaiser Arnulf gegen  
 den großmährischen König Suatopluk zu Hülfe  
 rief.

Die Mährer sollten schon unter der Regierung Ludwigs des Deutschen die deutsche Oberherrschaft anerkennen. Von diesem Kaiser war (846) ihr unternehmender Fürst Rastislav zu ihrem Oberfeldherrn ernannt worden. Dieser suchte sich aber der deutschen Oberherrschaft bald wieder zu entziehen; endlich konnte er aber der Macht der Deutschen, die der König Karlmann gegen ihn anführte, doch nicht widerstehen. Diese wurde aber auch durch Verrätherey begünstigt. Sein eigener Vetter Suatopluk lieferte ihn (870) an den Karlmann aus, der ihn blenden und in ein Kloster stecken ließ. Suatopluk, Karlmanns Freund, breitete als Fürst der Mährer ihre Macht so gewaltig aus, daß alle Slawen in Deutschland, ingleichen in Slavonien und Dalmatien, ihn für ihren Oberherrn erkennen mußten. Er war Karlmanns Sohne, dem Arnulf, dessen Mutter wahrscheinlich unter Suatopluks Verwandtinnen gehörte, behülfslich, König von Deutschland zu werden, und beyde standen in einem so freundschaftlichen Verhältnisse, daß Arnulf einem seiner Söhne

Suatopluk's Rahmen beplegte. Allein Suatopluk war dem Kaiser Arnulf zu mächtig. Suatopluk spielte den unabhängigen König zu auffallend. Er verband sich, um seine Unabhängigkeit sicherer zu behaupten, mit dem ost-römischen Kaiser; auch wollte er zu einer Unterredung zu Ulm, zu welcher ihn Arnulf einlud, sich nicht einfinden. Arnulf fiel hierauf, mit einem großen Heere von Deutschen, in Mähren ein, und verwüstete es vier Wochen lang auf eine schreckliche Art. Suatopluk behielt aber dem ungeachtet noch so viele Kräfte, daß der Kaiser, um ihn völlig zu bezwingen, die Ungern zu einem Einfalle in Mähren reizte. Diesem doppelten Angriffe konnte Suatopluk am Ende nicht widerstehen, und er mußte sich (893) dem Kaiser unterwerfen. Er starb zwey Jahre hernach; 13 Jahre nach seinem Tode (908) hörte das großmährische Reich wieder auf, und es zerfiel in mehrere Staaten.

Aber auch das Geschlecht des Arnulfs, des Urhebers dieser Revolution, erreichte nicht lange hernach (911) sein Ende. Er hatte lange Zeit keinen rechtmäßigen Sohn, und lebte  
auch

auch mit seiner Gemahlin in einem so wenig freundschaftlichen Verhältnisse, daß sie sich, von der Beschuldigung des Ehebruchs, durch 72 Eideshelfer frey machen mußte. Nun wünschte Arnulf, daß sein unehlicher Sohn Suatopluk sein Nachfolger werden möchte. Er hatte ihn auch bereits zum König von Lothringen gemacht; aber er starb bald, und Arnulf bekam endlich (892) noch einen rechtmäßigen Sohn, Ludwig das Kind, der ihm (899) als König von Deutschland folgte, aber schon nach zwölf (911) Jahren, in einem Alter von 19 Jahren, die Reihe der deutschen Karlinger beschloß.

Karlinger herrschten jetzt nur noch in Frankreich, wo sie sich, freylich unter mancherley Stürmen, und öfters nur in einem Theile dieses Landes, 76 Jahre länger behaupteten. Odo empfahl, als er (898) starb, den französischen Herren den Karl den Einfältigen, den noch einzigen rechtmäßigen Abkömmling Karls des Großen, zum Könige. Die französischen Herren von ihren unaufhörlichen Fehden abzuhalten, und das königliche Ansehn zu behaupten,

ten, wurde aber ein Regent von Geistesgegenwart und Entschlossenheit erfordert, und auch dieser würde einen schweren Kampf gehabt haben. Um so weniger ließ sich von Karln erwarten, dem die Franzosen, von welchen jeder der karlingischen Könige einen Spottnamen erhielt, den Einfältigen nannten. Seine Parthey war so ohnmächtig, daß es dem Robert, Odo's Bruder (920) gelang, sich an seine Stelle auf den Thron zu erheben. Da die französischen Herren aber immer uneinig blieben, so entstand daraus ein Bürgerkrieg, und Frankreich hatte meistens zwey Könige auf einmal. Als Robert (923) starb, ließ sein Sohn, Hugo der Weiße, den König Rudolph von Burgund zum Beherrscher Frankreichs wählen. Karl, den er auf eine listige Art in seine Gewalt brachte, mußte (929) im Gefängnisse sterben. Als der schwache Rudolf (936) auch vom Schauplatze abgetreten war, gab es 5 Monate lang gar keinen König von Frankreich. Denn keiner von den französischen Herren fühlte sich mächtig genug, den Thron zu behaupten, und keiner gönnte ihm doch den

an:



ändern. Endlich wurde man einig, Karls des Einfältigen Sohn, Ludwig Transmarinus \*), der mit seiner Mutter nach England geflüchtet war, den König vorstellen zu lassen. Der junge, unerfahrene Prinz konnte nun freylich das Regierungsruder nicht mit fester Hand führen. Der Graf Hugo und andre Herren stellten gleichsam unabhängige Fürsten vor. Ludwig hinterließ (954) zwey Söhne, die Lothar und Karl hießen. Der erste, der schon bey dem Leben seines Vaters den Königstitel geführt hatte, konnte das königliche Ansehn auch nicht besser behaupten, und sein Nachfolger, Ludwig der Faule, schloß, wahrscheinlich vergiftet, schon nach einem Jahre (987) die Reihe der karlingischen Könige von Frankreich. Die Karlinger waren den französischen Herren so verhaßt, daß sie Ludwigs des Faulen Oheim Karl von der Regierungsfolge ausschlossen. Zum Vorwande diente ihnen der Umstand, daß sich Karl von dem deutschen Könige zum Herzoge von Niederlothringen hat-

N 5

re

\*) So nannte man ihn, weil er über diese herkam.

te machen lassen. So erlosch also der karlingische Königsstamm fast auf eben die Art, als Pipin der Kleine das merowingische Geschlecht hatte aussterben lassen!

Während des letzten Zeitraumes gelang es den braven Normännern, in Frankreich und in andern Ländern, feste Wohnsitze zu bekommen. Ihre Unternehmungen wurden mit ihrer Kriegsverfassung immer furchtbarer. Sie hatten jetzt Reiterey und gute Waffen; sie erschienen nicht mehr mit Haufen von Tausenden oder Hunderten, sondern mit zahlreichen Heeren. In Frankreich waren sie besonders glücklich. Rollo, ein aus Norwegen vertriebener Prinz, besetzte das Land an der Niederrhein, und Karl der Einfältige sah sich (911) genöthigt, ihm dasselbe völlig abzutreten. Der 60jährige Rollo heyrathete Karls vierzehnjährige schöne Tochter Giefela, und hieß, seitdem er sich hatte taufen lassen, Robert. Mit der Normandie noch nicht zufrieden, brachte er es auch dahin, daß man ihm und seinen Landesleuten Bretagne einräumen mußte.

Die

Die Normänner, die einen ansehnlichen Theil des westlichen Frankreichs so leicht in ihre Gewalt brachten, fanden, als sie in dem nordwestlichen Deutschland sich festsetzen wollten, von Seiten der deutschen Karlinger einen so nachdrücklichen Widerstand, daß sie ihr Glück endlich anderwärts versuchen mußten. Als die östliche Hälfte des lotharingischen Reiches mit dem deutschen vereinigt worden war, machte der König Ludwig der Jüngere die wirksamsten Anstalten, die Normänner aus dem Lande zwischen dem Rhein, der Schelde und der Nordsee (den jetzigen Niederlanden), welches sie auf eine schreckliche Art verwüstet hatten, wieder herauszutreiben. Er brachte sie auch (880) in solche Verlegenheit, daß sie ihm versprechen mußten, diese Gegend nie wieder zu betreten. Ehe sie sich aber von Nimwegen, ihrem Hauptsitze, entfernten, verbrennten sie noch den Pallast, den Karl der Große hier erbaut hatte. Auch stellten sie sich schon im folgenden Jahre mit einer großen Armee zu Fuß und zu Pferde wieder ein, durchstreiften die ganze umliegende Gegend, und brennten Vät-  
tich,

tich, Mastricht, Tongern, Ebln, Bonn, Zül-  
pich, Neuß, nebst vielen andern Städten und  
Klöstern, unter andern aber auch Karls des  
Großen prächtigen Pallast zu Aachen, ab. Der  
tapfere Arnulf erschlug ihrer in einem Tref-  
fen auf 9000, und dennoch kamen sie im fol-  
genden Jahre (881) wieder, und zerstörten  
Trier. Karls des Dicken Feldherren brachten  
sie zwar in ihre Verschanzung bey Hasselt an  
der Maas in großes Gedränge; sie wußten sich  
aber ihre Freyheit durch Geschenke zu erkauf-  
fen, die sie an Karls Hofleute austheilten.  
Man räumte ihnen sogar die Insel Walchern  
und Friesland ein. Bald mußte man sich aber  
wieder mit ihnen herum schlagen, und alle zwi-  
schen der Mosel und der Nordsee liegende  
Städte, nur St. Omer und Douay ausge-  
nommen, wurden von ihnen verwüstet. Da  
blieb keine Kirche, kein Stift verschont. Der  
muthige Erzbischof Cünderold von Maynz  
büßte (891) in dem standhaften Kampfe ge-  
gen dieselben, sein Leben ein. Jetzt griff sie  
aber der Kaiser Arnulf, der mit einem meistens  
aus Reiterey bestehenden Heere herbeeylte,  
in

in ihrer Verschanzung auf einer Insel in der Dyle bey Löwen an. Er ließ, um seinen fürmenden Leuten einen Weg zu bahnen, einen Arm des Flusses ableiten, und die erbitterten Deutschen hieben viele tausend Normänner nieder. Nun kamen sie nicht wieder nach den deutschen Niederlanden.

Desto mehr wurden die Unternehmungen der Normänner in England vom Glück begünstigt. Seit den Zeiten Ludwigs des Frommen landeten sie daselbst alle Jahre, und endlich blieben sie (seit 851) schon den Winter über in England sitzen. Sie rückten von Northumberland, wo sie zuerst festen Fuß faßten, immer tiefer ins Land, und da sie ihre Lager und Schiffsplätze mit Gräben, Wällen und Berhacken einschlossen, in welchen nicht nur ihre Weiber und Kinder, sondern auch sie selbst, eine sichere Zuflucht fanden, so konnte man sie nicht so leicht wieder vertreiben, und sie erzwangen einen Tribut, den man, weil sie in England Dänen genennt wurden, das Dänengeld nannte. An ihrem Glücke aber war hauptsächlich Englands damalige Verfassung Ursache.

Ge.

che. Ethelwolf, der Nachfolger Egberts, der die sieben Königreiche vereinigt hatte, war, wie Ludwig der Fromme, zum Geistlichen bestimmt; darum regierte er auch wie ein Geistlicher. Anstatt die Normänner mit den Waffen zu bestreiten, wollte er sie durch Gebeth aus England entfernen, und seine Unterthanen mußten den Stiftern und Klöstern recht viel milde Gaben widmen, damit die Mönche recht fleißig bethen möchten. Anstatt ins Feld zu ziehen, gieng er nach Rom, wo er ein ganzes Jahr mit frommen Handlungen und Stiftungen zubrachte. Nun theilte er auch noch das Reich unter seine vier Söhne, welche die Normänner um so weniger mit Nachdruck bekämpfen konnten. Einer dieser Söhne, Ethelred, wollte einst, als er von den Normännern angegriffen wurde, erst die Messe ausshören. Darüber kam er in solche Gefahr, daß ihn nur sein jüngerer Bruder, der tapfere Alfred, noch rettete. Letzterer brachte (871) ganz England wieder zusammen. Aber dieses befand sich, als er dessen Regierung übernahm, größtentheils in der Gewalt der Normänner, die es  
sehr

sehr übel behandelt hatten. Doch Alfred riß seine Nation aus diesem traurigen Zustande heraus. Er, dem seine Mutter, die ihn im Lesen unterrichtete, zuerst einigen Geschmack an Kenntnissen beygebracht hatte; er bildete, sowohl durch diese Kenntnisse, als durch Erfahrungen von mancherley Art, seine vorzüglichen Geisteskräfte so glücklich aus, daß er der so sehr geschwächten Macht der Engländer einen ganz neuen Schwung geben konnte. Dieß verursachte ihm jedoch einen schweren Kampf. Er hatte die Normänner aus Wessex vertrieben; er hatte ihnen zur See einen so entscheidenden Sieg abgewonnen (den ersten, den eine englische Flotte gewann), daß die Normänner ihm einen Frieden antrugen. Aber die treulosen Leute benutzten die Friedenszeit, um den Alfred (878) desto sicherer zu überfallen. Das noch durch keine Festungen verwahrte England kam sehr bald in ihre Gewalt. Alfred selbst mußte sich vor ihnen verbergen. Im Geheim hielt er sich in den Morästen von Sommerset auf, wo er bey der Heerde eines königlichen Hirten als Knecht diente. Indessen zerstreuten

ten

ten sich die Normänner im ganzen Lande. Alfred fieng an, einige Getreue um sich herum zu versammeln. Er griff die Normänner bald hier, bald da mit glücklichem Erfolg an. Seine Angelfachsen bekamen wieder Muth. Alfred glaubte sich nun stark genug, die Verschanzungen der Normänner erstürmen zu können. Um die Lage und Einrichtung derselben auszukundschaften, stahl er sich, als Meisterfänger gekleidet, hinein, und es glückte ihm. Nun schlug er die Normänner mit solchen Erfolg, daß sie entweder Christen werden, oder die Insel verlassen mußten. Alfred beruhigte sich aber nicht dabey, die Normänner besiegt zu haben; er both auch seine ganze Klugheit und Sorgfalt auf, den künftigen Einfällen der Normänner nachdrücklich vorzubeugen. Er legte Festungen an und versah sich mit einer Flotte. Bey beyden konnte er die Hülfe von Ausländern nicht entbehren. Seine Schiffe bauten Friesländer, und seine besten Matrosen gaben Normänner ab. Die wehrhafte Mannschaft seiner Nation theilte er in Regimente und Compagnien, theilte er in zwey Hälften ab, die in Ansehung  
des



des Kriegsdienstes jährlich mit einander abwechselten. Die Frucht seiner vortrefflichen Anstalten war eine so außerordentliche Sicherheit des Eigenthums, daß es niemand wagte, Dinge von Werth, die Alfred an den Landstraßen ohne Wache aufhängen ließ, zu entwenden. Der musterhafte Regent Alfred gehört auch unter die vorzüglichsten Schriftsteller dieses Zeitalters, der die Psalmen Davids, die Fabeln des Aesops, und noch andere, besonders historische Schriften, in die Sprache seiner Nation übertrug.

Alfreds Nachfolger hatten weder Talente noch Glück genug, ihr Reich gegen die Anfälle der Normänner zu schützen. Zwar vergrößerten sie ihre Einkünfte durch den Tribut, den ihnen der südliche Theil von Schottland, und der nördliche von Wallis, entrichten mußte; zwar verwahrten sie manche Stadt mit Mauern; aber ihr Ansehn wurde durch stolze und herrschsüchtige Prälaten so vermindert, und die Vertheidigungsanstalten zu Wasser und zu Lande so vernachlässigt, daß man den Normännern bald keinen nachdrücklichen Widerstand mehr ent-

gegen setzen konnte. Der vornehmste Urheber dieser traurigen Verfassung war Dunstan, ein Angelsachse von guter Herkunft, der seine vorzüglichen Geistesgaben zu Erwerbung mannigfaltiger Kenntnisse benutzt hatte, der aber auch, auf diese Kenntnisse stolz, den Plan entwarf, den englischen Staat unter eine geistliche Regierung zu schmiegen. Nachdem er als Mönch, durch seine äusserst strenge Lebensart, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, so glückte es ihm, unter die Hofgeistlichen versetzt zu werden, und, unterstützt vom Erzbischof Odo, bis zur Stelle eines Verwalters der königlichen Einkünfte emporzusteigen. Nun vermehrte sich die Anzahl der Klöster in England ganz ausserordentlich. Mit der Zahl der Mönche wuchs auch Dunstans geistlicher Stolz. Er und der Erzbischof Odo verlangten, der König Edwi sollte sich ganz nach ihren Vorschriften richten. Edwi hatte (953) die schöne Elgive zur Gemahlin gewählt. Aber sie war im vierten Grade mit ihm verwandt; daher wollten ihn Odo und Dunstan die Heyrath mit derselben nicht gestatten. Doch Edwi bleibt bey seinem Ent-

schlus

schlusse. Das Hochzeitmahl ist vorüber. Edwi begiebt sich nun zu seiner zärtlichst geliebten Elgive. Aber Odo und Dunstan gehen ihm nach, und reißen sie aus seinen Armen. Der unbarmherzige Odo brennt mit einem glühenden Eisen Schandmahle auf die reizende Wange der Elgive, und sperrt sie hernach in ein Kloster ein. Edwi's Zorn erwacht jetzt in seiner ganzen Lebhaftigkeit. Dunstan wird, wegen der Verwaltung der königlichen Einkünfte, zur Verantwortung gezogen, und fortgejagt. Elgive entwischt dem Kloster, um in die Arme ihres Gemahls zurückzukehren. Auf dem Wege dahin läßt sie Odo überfallen, läßt ihr die Muskeln und Flecken zerschneiden, damit sie sich zu Tode bluten muß! Odo weiß seine geistliche Macht auch so nachdrücklich zu brauchen, daß der König, den er in den Bann thut, seinem Vetter Edgar den Thron überlassen muß. Dunstan, der nun wieder zurückgerufen wurde, stiftete als Erzbischof noch eine Menge neue Klöster. Edgar gab zur Ausstattung derselben gerne her, weil ihm Dunstan in seinen Liebeshändeln nicht störte. Man hatte ihm die Schön-

heit einer gewissen Gräfin Elfreda so reizend geschildert, daß er seinem Günstling Athelwald den Auftrag gab, nähere Kundschaft von ihr einzuziehen. Athelwald reiset zu ihr, und findet sie so äußerst lebenswürdig, daß er sie selbst heyrathet. Dem Könige, dem er ihren Anblick sehr sorgfältig entzieht, beschreibt er sie als ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer. Aber die Täuschung wird dem König verrathen, und dieser beschließt nun, sich zu rächen. Er dringt darauf, die Elfreda zu sehen. Athelwald, der seiner Gemahlin nun alles gesteht, bittet sie inständigst, vor dem Könige ihre Reize so sehr als es ihr möglich sey, zu verbergen. Die weibliche Eitelkeit der Elfreda bewirkte aber gerade das Gegentheil. Noch nie war der Glanz ihrer Schönheit blendender. Athelwald wird auf der nächsten Jagd erstochen, und Elfreda hat nun die Ehre, Königin zu werden. Nun wünschte sie aber auch, daß ihr Sohn Ethelred einmal König werden möchte. Um diesen Wunsch befriedigen zu können, mußte ihr Stieffohn sterben. Aber eben dieser Ethelred, der Sohn der Elfreda, war Ursache,

daß

daß England unter die Herrschaft der Normänner kam. Unter Dunstons Regierung war Flotte und Landmacht so in Verfall gerathen, und die weltlichen Herren, die sich über die stolzen Nummern der Prälaten ärgerten, gehorchten dem Könige so wenig, daß die Vertheidigung des Landes unmöglich wirksam ausfallen konnte. Daher wurden die Normänner bald wieder so mächtig, daß der Tribut, den sie erzwangen, seit (961) von 10 bis auf 48000 Pfund stieg. In der Verzweiflung faßte Ethelred (1002) den Entschluß, alle Normänner die in England ansäßig waren, auf einmal ermorden zu lassen. Ihren Tod rächte nun der dänische König Suen, dessen Sohn, Knud der Große, England mit den nordischen Reichen vereinigte.

---

---

### Fünftes Kapitel.

---

Unter den aus der karlingischen Monarchie entstandenen Staaten gelangt der deutsche zum vorzüglichsten Ansehn.

Obgleich Dänemark eine so ahnsehnliche Rolle auf dem Schauplatze der europäischen Geschichte spielte, war es, so wie manche andre Länder und Völker in Europa, einige Zeitlang der Herrschaft des deutschen Reichs unterworfen, welches, seit dem Abgange der Karlinger, zu einem ganz vorzüglichem Ansehn gelangte. Während daß die Könige von Frankreich mit ihren mächtigen Vasallen kämpften, daß in Italien zwey Partheyen wütheten, daß die Könige von England von den Normännern geängstigt wurden, daß in Spanien die Christen der maurischen Herrschaft sich immer mehr zu entziehen

such-

suchten, daß die Kaiser zu Constantinopel ziemlich glückliche Versuche machten, den geschwächten Arabern ihre ehemaligen Länder wieder wegzunehmen; während der Zeit bildeten sich die Kräfte der Könige von Deutschland zu einer so furchtbaren Größe aus, daß sie nicht nur über die Ungern, Polen und Dänen einige Herrschaft ausübten, sondern daß sie auch die Kaiserwürde, nebst der Regierung über Italien, sich anmaßen konnten. Dieß geschah hauptsächlich zur Zeit der deutschen Könige aus dem sächsischen Herzogshause.

Als mit Ludwig dem Kinde der karlingische Mannstamm (911) sich endigte, hatte fast jedes deutsche Hauptvolk seinen eignen Herzog. Schwaben stand zwar noch unter der Aufsicht zweyer Sendgrafen, oder Hofkommissarien; diese Sendgrafen aber waren Brüder; auch übten sie alle Rechte und alle Gewalt eines Herzogs aus. Sachsen und Thüringen gehorchten einem Herzoge, dem vortrefflichen Otto dem Erlauchten, der zur Zeit Ludwigs des Kindes einen großen Einfluß auf die Regierung hatte, der, seit dem Tode seines von den Ungern erschla-

genen Schwagers Burchard, auch über Thüringen, wo er viele Erbgüter besaß, die Aufsicht übernahm.

Es war jetzt vielleicht der Zeitpunkt, wo Deutschland in mehrere Staaten zerfallen konnte. Hatten es doch die Edhne Ludwigs des Deutschen schon in drey Reiche getheilt. Wie wenn nun jeder Herzog in einen unabhängigen König sich zu verwandeln wünschte? Am wenigsten mochte es wohl den Herzogen von Bayern, von Schwaben, und von Lothringen darum zu thun seyn, einem neuen Oberherzoge sich zu unterwerfen. Denn als zwey Monate nach Ludwigs Tode (Nov.) über die Wahl eines neuen Königes Verathschlagungen angestellt werden sollten, so kamen nur die fränkischen, die sächsischen, und die thüringischen Herren, zusammen. Ihre Wahl fiel ganz natürlich auf den verdienten Herzog Otto, der aber, sein Alter überlegend, die Ehre, der König der Deutschen zu seyn, dem jüngern und rüstigern Herzoge der Franken, Konrad I, überließ, und für den kleinen Ueberrest seines Lebens (er starb schon im folgenden Jahre 212 mit



mit der Regierung über Sachsen und Thüringen sich begnügte.

Konrad I sah sein königliches Ansehen gewaltig eingeschränkt. Im nördlichen Theile von Deutschland war es fast ganz unbedeutend, und auch im südlichen galt es nur wenig. Die Herzoge von Bayern und von Lothringen weigerten sich standhaft, ihn für einen Oberherrn zu erkennen. Jener schloß sich gar an den König von Frankreich an. In Schwaben behauptete Konrad seine Königsrechte noch am nachdrücklichsten. Eine Fehde, welche die bisherigen Sendgrafen mit dem Bischof von Cosnitz angefangen hatten, gab ihm Gelegenheit, die Regierung dieses Landes nach seinen Absichten einzurichten. Die Sendgrafen wurden zum Tode verurtheilt, und an ihre Stelle trat ein von ihm ernannter Herzog. Desto weniger gelang es ihm, die gar zu große Macht des jungen Herzogs von Sachsen und Thüringen, Heinrichs, einzuschränken.

Das Gebieth des Herzogs von Sachsen begriff fast ganz Niedersachsen und Westphalen.

len. Zum Herzogthume Thüringen gehörte noch das nordliche Franken. Dem Herzoge von Sachsen waren auch schon einige wendische Völker unterworfen. Er beherrschte einen größern Theil von Deutschland, als der König, und Heinrich mochte den unabhängigen Herrn gar zu auffallend spielen. Konrad glaubte sich daher berechtigt, ihm eins von seinen beyden Herzogthümern (die doch eigentlich nur noch erbliche Statthalterschaften vorstellten), abzusprechen. Allein Heinrich weigerte sich, von den sächsischen und thüringischen Herren aufgemuntert, standhaft, ein Herzogthum abzutreten. Eberhard, Konrads Bruder, der an der Spitze eines Heeres ihn dazu zwingen sollte, wurde bey Ehresburg schrecklich zurückgeschlagen. Nun zog aber Konrad (914) gegen den Herzog Heinrich selbst zu Felde, der, auf diesen Angriff gar nicht vorbereitet, in seine Burg Grone wahrscheinlich in Westphalen sich einschließen mußte. Schon war sein Muth gesunken; schon glaubte König Konrad, den Herzog in seiner Gewalt zu haben, als dessen ehemahliger Hofmeister, der Graf Dietmar,

mar, ihn durch eine glückliche List rettete. Er verkündigte ihn ganz unvermuthet den Anzug einer ansehnlichen Reitereschaar, die zur Hülfe der Burg herbeyeilen sollte. Heinrichs Kriegsleute bekamen nun neuen Muth, und Konrad, der dem Gerüchte glaubte, fand es für rathsam, die Belagerung aufzuheben. Da er sich von Heinrichs überwiegender Macht immer mehr überzeigte; da ihn überdieß auch noch andre Kriegshändel beschäftigten, so gab er die Unternehmungen gegen den Herzog Heinrich völlig auf. Zur Fortsetzung derselben ließ ihm aber auch seine kurze Regierung (er starb schon 918) keine Zeit. Da er keinen Sohn hinterließ, so schmeichelte sich sein Bruder Eberhard mit der Hoffnung, sein Nachfolger zu werden. Allein Konrad, bey welchem der bevorstehende ernsthafte Schritt jede Leidenschaft niederschlug, ließ sich von seinem Bruder das feyerliche Versprechen geben, die Zeichen der königlichen Würde dem Herzog Heinrich, dem mächtigsten und angesehensten unter den deutschen Fürsten, auszuliefern. Eberhard hielt dieses Versprechen, obgleich die Erfüllung

füllung

fällung desselben ihm viele Ueberwindung kostete. Er überbrachte (919 April) dem Herzoge Heinrich die Reichskleinodien; er stellte ihn zu Fritzlar den fränkischen und sächsischen Herren als ihren neuen König vor, und diese waren mit der Wahl sehr wohl zufrieden. Die gute Meynung, welche die Versammlung von dem neuen Könige hegte, wurde aber noch durch die Bescheidenheit desselben vermehrt. Der Erzbischof von Maynz wollte den Antritt seiner Königswürde durch die Salbung und Krönung feyern; aber Heinrich lehnte diese Ehre von sich ab, und eben dieß machte auf die versammelten Herren einen so rührenden Eindruck, daß sie seinen Nahmen frohlockend ausriefen. So fieng Heinrich I, der Sachse, dem nur ein Währchen den Beynahmen des Vogelstellers verschafft hat, die Reihe der sächsischen Könige und Kaiser an.

Heinrich, damahls 43 Jahre alt, verband, mit einem wohlgebildeten Körper, alle Eigenschaften des Geistes, die einem glücklichen Beherrscher der damahligen Deutschen unentbehrlich waren. Er besaß Klugheit, Muth, Geistesge-

sesgegenwart und Kriegserfahrung. Er war,  
 als er König wurde, zum zweytenmahl verhey-  
 rathet. Seine erste Gemahlin Hatburg, die  
 Tochter eines thüringischen Grafen, eine schöne  
 Nonne, mußte ihm zu Gefallen das Kloster  
 verlassen. Der Bischof von Halberstadt er-  
 klärte es für eine höchst sündliche Handlung,  
 ein Gott gewidmetes Frauenzimmer durch den  
 Ehestand zu entheiligen; allein der Kaiser Ar-  
 nulf, dem Heinrich seine Noth klagte, befahl  
 dem eifrigen Bischof, den Heinrich, und seine  
 Hatburg, vom Bann wieder loszusprechen.  
 So sehr aber die reizende Hatburg den Hein-  
 rich anfangs entzückt hatte, so fand er sie doch  
 nach einiger Zeit weniger liebenswürdig. Sie  
 schien ihm nun gut genug, ihr ehemahliges  
 Nonnenleben wieder fortzusetzen. Die über  
 die mit ihr gepflogene Verbindung entstandene  
 Regungen seines Gewissens mochten aber viel-  
 leicht nicht so lebhaft seyn, als ein neues Lie-  
 besfeuer, das ein andres schönes Frauenzimmer  
 in ihm entzündete. Mathilde, die Tochter  
 eines sächsischen Grafen, die zu Herworden,  
 unter der Aufsicht der Aebtissin, ihrer Tante,  
 lebte,

lebte, bezauberte ihn durch ihre Schönheit so mächtig, daß er dem Verlangen, sie zu besitzen, nicht widerstehen konnte. Sie wurde die Mutter seines Nachfolgers, Otto I, und noch zwey andrer Söhne. Von der Harburg hatte Heinrich einen Sohn, der Thankmar hieß.

Heinrich hatte sich, ehe er deutscher König wurde, nicht allein mit Liebesgeschichten und der Jagd beschäftigt; er hatte seinen Muth und seine Tapferkeit schon in manchem Feldzuge gegen den König Konrad und die Wenden gelübt. Sein Ansehn und seine Macht war so furchtbar, daß die Herzoge von Schwaben und Bayern ihn für ihren Oberherrn erkannten; daß der Herzog von Lothringen mit dem deutschen Reiche wieder in Verbindung trat, und Heinrichs Schwiegersohn wurde. Karl der Einfältige konnte den Krieg, den er wegen der Trennung von Lothringen anfieng, nicht lange fortsetzen, weil er in seinem eignen Reiche schon einen lebhaften Kampf hatte. Wie gern hätte er Heinrichs Beystand in Frankreich benutzt! Aber Heinrich war zu klug, die Aufmerksamkeit, die ihm Deutschland zur Pflicht machte,

mächte, auf andre Gegenstände zu lenken. Diese Aufmerksamkeit aber erforderten die Angriffe der Normänner, der Slawen und der Ungarn.

Die Normänner oder Dänen erneuerten um diese Zeit ihre Versuche, im nordlichen Theile von Deutschland, an den Küsten der Ost- und Nordsee, sich festzusetzen. Einer von den kleinen jütländischen Königen, Namens Gorm, hatte das Glück gehabt, ganz Jütland und die dänischen Inseln unter seiner Oberherrschaft zu vereinigen. Von diesem Glücke und von seiner vergrößerten Macht angetrieben, wollte er auch die Wenden an der Elbe, und die Nord Sachsen, sich unterwürfig machen. Heinrich aber zog (931) durch das Land der Obotriten (Mecklenburg) bis in die Mitte von Jütland, und rückte Deutschlands Gränze bis über die Eyder hinaus. Zur Sicherheit derselben legte er an der Schleye eine Festung an, die er mit Sachsen besetzte. So entstand die Stadt Schleswig, die, als der Wohnsitz eines Markgrafen, dem ganzen unter der Aufsicht desselben stehenden Bezirke den Namen gab.

Die

Die Wenden waren seit Karls des Großen Zeiten der Gefahr, unter die deutsche Herrschaft zu gerathen, schon manchemal ausgesetzt gewesen. Auch Heinrich bekriegte sie, und sein Angriff war (926) besonders gegen diejenigen gerichtet, welche in der jetzigen Mark Brandenburg wohnten. Er eroberte Brennaburg, die Hauptstadt der Haveler, oder der Havel-Wenden.

Die Bemühungen, die Wenden zu unterjochen und zu bekehren, konnten aber so lange, als die Ungarn ihre feindseligen und räuberischen Züge nach Deutschland und andern westlichen Ländern, fortsetzten, nicht wohl gelingen. Der Kampf mit den Ungarn war zu lebhaft, als daß man auf die ernstliche Ausführung andrer Unternehmungen hätte denken können. Die Ungarn fanden sich alle Jahre ein. Sie drangen bis in die Mitte von Deutschland vor, und plünderten und verwüsteten es auf eine schreckliche Art. Die Deutschen hatten zu wenig Reiterey; auch war ihre Reiterey zu schwer gerüstet, um mit den Ungarn, die gebohrne Husaren vorstellten, in ein glückliches

Ge-



Gefecht sich einzulassen. Der tapfere Heinrich sah alle seine Anstalten, die schrecklichen Ungarn abzuhalten, vereitelt. Diese drangen südlich durch Bayern bis an den Bodensee durch, brennten das Kloster St. Gallen ab, und mißhandelten Franken, Schwaben und Elsas. Ein andrer Haufe derselben fiel über Thüringen und Sachsen her. Heinrichs Fußvolk wurde größtentheils niedergehauen. Zum Glück fiel (923) einer der Oberanführer der Ungern den Deutschen in die Hände. Das Verlangen der Ungern, ihn wieder in Freyheit zu sehen, benutzte Heinrich, ihnen das Versprechen eines neunjährigen Waffenstillstands abzuwingen. Dadurch gewann Heinrich Zeit, seinen Anstalten gegen die Ungern ihre Vollendung zu geben. Zuerst übte er seine Cavallerie in der Art von Gefecht, die sich für den Angriff der Ungarn am vorzüglichsten paßte. Solche Uebungen stellten an seinem Hofe eine Hauptlustbarkeit vor. Bald wurden diese Waffenspiele auf allen Edelhöfen nachgeahmt, und Deutschland erhielt dadurch eine große Anzahl gewandter Reiter. Bisher

Galletti Weltg. 6r Th.            P            hat:

hatten die Ungern ihre räuberischen Streifereyen fast ungehindert ausdehnen können, weil sie nirgends durch Festungen aufgehalten wurden; auch war eben dieser Mangel die Ursache, daß man ihrer Raubsucht fast alles überlassen mußte. Heinrich ließ daher verschiedene Orter im östlichen Deutschland mit Mauern einschließen. Die Deutschen nannten solche Orter Burgen. Zur Besatzung derselben wurde der 9te Mann von den freyen Bewohnern des Landes (den Stammvätern des niedern Adels) aufgebothen. Zur Unterhaltung derselben, und zu einem für den Nothfall bestimmten Magazin, diente der dritte Theil der Früchte, die in dem zu einer Burg gehörenden Bezirke gebaut wurden.

Indessen näherte sich (934) das Ende des 9jährigen Waffenstillstandes. Heinrich versammelte noch vorher die angesehensten Herren der Nation. Er stellte ihnen die Nothwendigkeit, die Ungern mit der standhaftesten Tapferkeit zu bekämpfen, in den rührendsten Ausdrücken vor; er schilderte ihnen das Unglück, welches die Ungern bisher über die Deut-

Deutschen verbreitet hatten, auf die eindringendste Weise, und er stößte ihnen zu den von ihm gemachten Anstalten das größte Zutrauen ein. Die tapfern Männer des deutschen Volkes entbrannten von der Begierde, den Ungarn entgegen zu ziehen. Diese drangen wieder in zwey großen Schwärmen ins Land. Den einen, der sich bis nach Niedersachsen gewagt hatte, schlugen Heinrichs Feldherren, ehe er noch selbst herbeykommen konnte. Heinrich rückte nun gegen den Schwarm an, der in Thüringen eingefallen war, und in der Nähe von Merseburg sich gelagert hatte. Vor dem Angriffe gab er seiner Reiteren die Anweisung, festzuschließen, und die ersten Pfeile der Ungern mit ihren Schilden abzuhalten, alsdant aber in aller Geschwindigkeit auf sie loszugehen. Dieß that so gute Wirkung, daß die darüber bestürzten Ungern sich schnell zur Flucht wendeten, und den siegreichen Deutschen nicht nur ihr Lager, sondern auch alle Beute und alle Gefangnen, die sie schon zusammengesamlet hatten, überließen. Die Ungern wagten nun zwanzig Jahre lang keinen neuen Einfall in Deutschland.

Heinrich überlebte den Sieg über die Ungern nur noch zwey Jahre. Mit einem starken Fieber reisete er (936) von der Jagd nach Erfurth, wo auf seinen Antrag die Großen der Nation sich versammelt hatten. Kaum konnte er ihnen seinen Sohn Otto noch zu seinem Nachfolger empfehlen. Er gieng von Erfurth nach Memleben an der Unstruth. Hier starb er (am 5. Jul.) Seine Leiche wurde nach Quedlinburg gebracht. Heinrichs Verdienste um Deutschland waren so einleuchtend, aber auch so allgemein anerkannt, daß er von jedermann geliebt und geschätzt wurde. Wenn das Recht der Erstgeburth entschied, so mußte Thankmar, der Sohn der Hatburg, Heinrichs Nachfolger werden. Allein Heinrich war, als Thankmar geboren wurde, nur noch Herzog. Otto war dagegen der erste Sohn des Königes Heinrich. Ihm gebührte also, wie man glaubte, das Recht, des Vaters Krone zu erben.

Otto I, war von starkem Körperbau, von trotzigem Ansehn. Aus seinen Augen sprühten röthliche Funken. Aus diesen Augen schoß

zuweilen ein dem Blitzstrahle ähnlicher Blick. Das rothe Gesicht machte ein langer Bart noch auffallender. In seinem Charakter waren Selbstthätigkeit, Beharrlichkeit, Tapferkeit und Ehrfucht die vornehmsten Züge. Alles, was er unternahm, setzte er bis zur gänzlichen Ausführung mit Standhaftigkeit fort, und doch unternahm er manches, wozu ihn nur sein Ehrgeiz antrieb. Obgleich mit seinen nächsten Verwandten fast ununterbrochen in Händel verwickelt, gelang es ihm doch, die deutsche Herrschaft über die Dänen und Slawen zu befestigen und zu erweitern, den Ungern die Neigung, in Deutschland einzufallen, völlig zu benehmen, und die römische Kaiserkrone mit der deutschen Königswürde in Verbindung zu bringen. Er spielte Karls des Großen Rolle nach, und er spielte sie mit ziemlich glücklichem Erfolge.

So sehr Heinrich und Otto das Zutrauen und die Liebe der Nation besaßen, so innig kränkte es doch die stolzen fränkischen Herren, die ihr Land als Deutschlands Hauptprovinz, die sich als die ersten im deutschen Reiche be-

trachteten, daß der König abermals aus sächsischem Stamme war. Heinrich vermehrte die Regungen ihres Nationalstolzes noch dadurch, daß er die vornehmsten Staatsämter den Sachsen anvertraute. Dieß erzeugte zwischen den fränkischen und sächsischen Herren Eifersucht und Erbitterung, die zuweilen in Fehden ausbrach. Der fränkische Herzog Eberhard, Konrads Bruder, überfiel einen der vornehmsten thüringischen Herren, der Bruning hieß, tödtete alle Einwohner seiner Residenz, und brennte den Ort ab. Dafür verurtheilte ihn Otto zu einer ansehnlichen Geldsumme, und seine Anhänger mußten sich der Strafe des Hundetragens unterwerfen. Diese Demüthigung vermehrte den Groll ihres Herzens. Da sich nun Thankmar, der von seinem Bruder, dem König Otto, beleidigt worden war, gleichfalls zu ihnen schlug, so bildete sich daraus eine furchtbare Parthey, die vieles Unglück stifdete. Aber Otto war ihr bald zu mächtig, und Thankmar, der in eine Kirche flüchtete, starb (939) von einem Spieße durchbohrt. Dieß war jedoch nicht das einzige Wahl, daß

Otto

Otto mit einem Bruder zu kämpfen hatte. Auch sein jüngerer Bruder Heinrich ward sein Feind. Er hatte den Plan gemacht, ihn, von dem Herzog Gisibert von Lothringen, von Eberharden und von andern Fürsten unterstützt, der Krone zu berauben. Es entstand darüber ein heftiger Krieg. Aber Eberhard und Gisibert büßten ihr Leben ein, und Heinrich mußte sich glücklich schätzen, daß sein großmüthiger Bruder ihm verzieh. So glücklich unterdrückte Otto alle Bemühungen, ihm die Regierung über Deutschland streitig zu machen. Er war nun (939) im Stande, einen Zug nach Frankreich vorzunehmen, um seinen Schwager den König Ludwig gegen den Herzog Hugo den Großen Beystand zu leisten. Hugo spottete über die Deutschen und besonders über ihre Strohhüte. Otto ließ ihm aber sagen: er wollte ihm so viele Strohhüte entgegen stellen, als er noch niemahls beyammen gesehen hätte, und er hielt Wort. Auch behauptete er die Hoheitsrechte über Lothringen.

Otto behauptete sein Ansehen eben sowohl gegen Einheimische als Auswärtige. Die

Söhne des (937) gestorbenen Herzogs Arnulf von Bayern wollten unabhängige Herren vorstellen, und dem König Otto nicht huldigen. Dieser sprach ihnen aber die herzogliche Würde ab, und ertheilte sie ihrem Onkel Berthold. Der Herzog von Böhmen hatte seit einiger Zeit der Oberherrschaft des Königs von Deutschland sich nicht ganz entziehen können. Aber ein so rohes Volk, als die damaligen Böhmen, konnte sich an eine ordentliche Regierung so bald nicht gewöhnen. Deswegen war ihnen auch das Christenthum verhaßt. Da nun der Herzog Benzeslaw die christliche Religion eifrig begünstigte, so wurde er von einem großen Theile seines Volkes nicht geliebt, und sein Bruder Boleslaw faßte deswegen den Entschluß, sich an seiner Stelle zum Herzog der Böhmen aufzuwerfen. Er ließ daher (936) seinen Bruder bey einem Gastmahle ermorden. Nun bedrohte er auch einen benachbarten kleinen Fürsten, der sich den Sachsen unterworfen hatte, mit Krieg. Dieser bat den König Otto um seinen Schutz. Es dauerte aber doch zehn Jahre, ehe der Herzog Boleslaw

leslav



leslaw gezwungen wurde, (950) den König von Deutschland für seinen Oberherrn zu erkennen. Um den König von Dänemark seine überlegene Macht fühlen zu lassen, brauchte Otto weniger Zeit. Der Markgraf von Schleswig, den sein Vater Heinrich angeordnet hatte, kam dem Könige Harald II (Blauzahn) als eine unerträgliche Last vor. Er, der schon die große Handelsstadt Zulin in Pommern in seine Gewalt gebracht hatte, und die Gränzen seines Reichs bis in das nordliche Deutschland zu erweitern wünschte, bemächtigte sich der Festung Schleswig durch einen Ueberfall, und ermordete den Markgrafen und zwey Abgeordnete des Königes Otto. Dieser durchzog hierauf (um 948) ganz Jütland bis an die Meerenge, die es von Norwegen scheidet, und die ihm zu Ehren der Ottenfund genennt wurde.

Schon zu Ludwigs des Frommen Zeiten hatte ein jütländischer König, der gleichfalls Harald hieß, auf den Antrieb des Kaisers, dessen Beystand er brauchte, von einem Wönche aus dem Kloster Corvey, Ansgar, sich in das Christenthum einweihen lassen. Dieses

fand aber unter den Bewohnern Jütlands so wenig Beyfall, daß Otto's Zeitgenosse es erst völlig einführen konnte. Harald ließ sich kaufen, und legte zu Aarhus, Ripen und Schleswig Bisthümer an, die dem Erzbischofe von Hamburg unterworfen waren.

So nachdrücklich Heinrich I die Ungern aus Deutschland zurück geschlagen hatte, so versuchten sie es doch noch zuweilen, die Deutschen durch ihre Streifzüge zu beunruhigen. Sie drangen, nicht lange nach Otto's I Regierungsantritt, bis ins Halberstädtische, und bis an die Aller vor. Nachdem sie aber tapfer zurückgetrieben worden waren, kamen sie lange nicht wieder, bis sie endlich (955) Bayern überschwebmten, und bis Augsburg vorrückten. Hier erfocht jedoch Otto einen so vollkommenen Sieg über dieselben, daß sie die Neigung, Deutschland heimzuzuchen, völlig aufgaben.

---

## Sechstes Kapitel.

---

Die sächsischen Könige Deutschlands bringen die Kaiserkrone mit dem deutschen Throne in Verbindung.

---

Das schöne Italien war von den ältesten bis in die neuesten Zeiten der Tummelplatz ehrgeiziger und herrschsüchtiger Fürsten, die den Besitz desselben sich streitig machten. In dieser traurigen Lage befand sich Italien besonders um diese Zeit, wo es weniger durch die Einfälle der Araber und Ungern, als durch die Unruhen seiner Großen, litt; wo ein Italiener sich über das Unglück des andern freute; wo die Fürsten sich auf die Regierung eben so wenig, als auf den Gehorsam, verstanden; wo es

es

es an Soldaten, an Muth, an guten Anstalten fehlte; wo Arglist, Giftmischerey und Meuchelmord die Hauptzüge im Charakter der Italiener ausmachten. Unter diesen Umständen war es für Italien ein Glück, daß es einen deutschen König zum Oberherrn bekam, der seine Ruhe und seine Zufriedenheit der Ehre, den Kaisertitel zu führen, aufopferte.

Nach Arnulfs Abzuge aus Italien war Berengar der mächtigste Fürst desselben. Bald mußte er aber die Herrschaft über das herrliche Land mit dem Könige Ludwig von Burgund theilen, den die Gegenparthey (899) herbeygerufen hatte. Der von den Arabern geängstigte Pabst setzte ihm (901) die Kaiserkrone auf, und er zog dreymahl nach Italien, bis er endlich (905) das traurige Schicksal hatte, durch einen Ueberfall in Berengars Gewalt zu gerathen, der ihn der Augen berauben ließ. Berengar nahm, um sich bey der Herrschaft über Italien zu behaupten, Ungern in Sold, welche schreckliche Verwüstungen anrichteten. Es wurde ihm (916) auch die Ehre der Kaiserkrone zu Theil; aber auch Seine  
Ge-

Geschichte hatte ein trauriges Ende. Die Oberhäupter der Gegenparthey, der Erzbischof von Mayland, und die Verwandten der Gemahlin Berengars, die er hatte vergiften lassen, riefen den König Rudolf II von Burgund nach Italien. Berengar wurde geschlagen, und (924) in der Kirche vor dem Altare ermordet. Rudolf, der nun von seinem Nebenbuhler befreyt war, genoß dieses Glück auch nicht lange. Die Wittwe des Markgrafen Adelbert von Ivrea, die eben so üppige als herrschsüchtige Ermengard, die ihre Schönheit zur Beherrschung der Männer mißbrauchte, streute von neuen den Saamen zur Uneinigkeit aus, indem sie den Rudolf seiner Parthey, und die Burgunder den Italienern, verdächtig machte. Rudolf fühlte sich daher in Italien so unsicher, daß er es wieder verließ. Hierauf warf sich (926) Hugo von der Provence, der Bruder der Ermengard, dem Rudolf für Niederlothringen seine Rechte über Italien abtrat, zum Könige dieses Landes auf; ein Herr von Fähigkeiten, der den Pabst und andre Fürsten Italiens für sich einnahm, der die wichtigsten,

Stelz

Stellen mit seinen Günstlingen besetzte, der, mit der Miene der Gottesfürchtigkeit, eben so streng gegen geistliche und weltliche Herren, als auf alles, was auf die Behauptung seiner Herrschaft Einfluß haben konnte, äusserst aufmerksam war. Zu Rom that ihm eine Dame, die Marozia, wichtige Dienste.

Die Bürger Roms konnten das reizende Bild der ehemahligen Republik noch immer nicht aus ihrer Phantasie verbannen. Sie ließen es allenfalls geschehen, daß den ersten Beamten ihres Freystaates ein deutscher König mit dem Kaisertitel abgab. Sie wählten ja den Pabst, der dem Kaiser die Krone aufsetzte. Aber in der vermeyntlichen Republik gab es mehrere im Streite lebende Partheyen, deren Oberhäupter nicht nur die Bürger, sondern selbst den Pabst, tyrannisirten und mißhandelten. Am meisten aber wurden der Pabst und die Römer von einigen Damen tyrannisirt; von der ältern Theodora und von ihrer Tochter Maria oder Marozia. Gene, die Gemahlin eines Senators, der Constantin hieß, ein eben so listiges als schönes Weib, bediente sich

sich

sich ihrer körperlichen Reize, um ihre Heppigkeit, ihren Geiz, ihre Herrschsucht, ihre Nachbegierde zu befriedigen. Sie ließ sich mit dem Markgrafen Albrecht von Toscana in einen unerlaubten Umgang ein. Die Früchte desselben waren zwey Töchter, Theodora und Marozia, die von ihrer Mutter in der Kunst, die Männer zu erobern, frühzeitig genug geübt wurden. Die Mutter und die Töchter erwarben sich so viele Anhänger unter den vornehmen Römern, daß sie alles durchsetzen konnten. Der Günstling der Theodora, Sergius III, wurde Pabst. Eben derselbe soll, wie die geheime Geschichte behauptet, mit seiner Stieftochter Marozia einen Sohn gezeugt haben, der in der Folge, unter dem Nahmen Johannis XI, den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Sittenlosigkeit gieng so weit, daß Adalbert seine eigene Tochter Theodora heyrathete, daß sein Sohn Guido die Tante Marozia ins Ehebett nahm. Die letztere, die vorher den Markgrafen Alberich von Spoleto zum Gemahl hatte, spielte, so wie ihre Mutter, die ältere Theodora, zu Rom eine Rolle

Rolle von großer Wichtigkeit. Sie veruneignete sich mit dem Pabst Johann X, der gleichfalls zu den Günstlingen ihrer Mutter gehört hatte. Ihr Gemahl Alberich wurde aus Rom vertrieben; allein Marozia hatte einen so starken Anhang, daß sie es wagen durfte, den Bruder des Pabstes vor den Augen desselben niederhauen, ihn selbst aber im Gefängnisse durch ein Rissen ersticken zu lassen. Sie ließ nun (928) ihren eigenen Sohn, Johann XI, der noch ein Kind war, zum Oberhaupte der Kirche wählen, und da die Engelsburg und andere Festungen Roms sich in ihrer Gewalt befanden, so durfte ihrer Herrschaft sich niemand widersehen. Der König Hugo war erst ihr Schwager, und hernach ihr Gemahl. Allein Alberich II, der ältere Bruder des jungen Pabstes, war mit seiner Regierung zu Rom so wenig zufrieden, daß er (936) den Stiffoater Hugo fortjagte, die Mutter Marozia, nebst dem kleinen Pabst, einsperrete, und sich nun selbst zum Oberherrn von Rom aufwarf. Er regierte, unter dem Titel eines Patricius, 20 Jahre lang mit so vieler Gewalt,



walt, daß die vornehmen Römer es nicht wagten, einem andern die Kaiserkrone anzubieten. Hugo hatte so wenig den Muth, ihm die Regierung über Rom zu entziehen, daß er ihm vielmehr seine Tochter zur Gemahlin gab. Nach Alberichs Tode (956) bemächtigte sich sein Sohn Octavian, dem Macht, Reichthum und eine starke Parthey hinlängliche Kühnheit einflößten, der Herrschaft über Rom. Eben derselbe ließ sich, unter dem Namen Johannis XII, zum Pabst wählen. Er kam aber nach einigen Jahren in ein so lebhaftes Gedränge, daß er den König Otto um seinen Schutz bitten mußte.

Nachdem sich Hugo einige Zeit lang glücklich behauptet hatte, so bekam er an dem Markgrafen Berengar II von Ivrea, einem Abkömmling Berengars I, einen gefährlichen Nebenbuhler. Er suchte ihn in seine Gewalt zu bekommen, um ihn blenden zu lassen. Dieser entfloß aber nach Schwaben, dessen Herzog ihn dem Schutze des Königs Otto empfahl. Vergebens both Hugo dem Otto für die Auslieferung des Berengars ansehnliche Galletti Weltg. 6r. Th.      2      Geld:

Geldsummen. Berengar kehrte, von einem kleinen Haufen treuer Leute begleitet, nach Italien zurück, und es strömten ihm da so viele Anhänger zu, daß Hugo mit seinen Schätzen nach Burgund fliehen mußte. Er brachte die letzten Tage seines Lebens in einem Kloster zu (st. 947). Sein Sohn Lothar verglich sich mit dem Berengar, und beyde waren nun Könige von Italien. Lothar starb jedoch bald (950 Nov.), und sein frühzeitiger Tod, er war erst 20 Jahre alt, rührte wahrscheinlich von einer Vergiftung her. Er hinterließ eine 20jährige, schöne, sehr liebenswürdige Wittwe, Namens Adelheid, die Tochter Königs Rudolph von Burgund. Dieser that Berengar den Antrag, der sich, nebst seinem Sohne Adelbert (950 Dec.) zu Pavia krönen ließ, diesen Sohn zu heyrathen. Adelheit konnte sich jedoch nicht entschließen, mit dem Sohne des Mörders ihres Gemahls sich zu verbinden. Um der Zudringlichkeit auszuweichen, beschloß sie zum König Otto von Deutschland, an dessen Hofe ihr Bruder Konrad erzogen worden war, sich zu begeben. In Como wurde sie aber an-

gehal-

gehalten, wurde sie von der Willa, der Gemahlin Berengars äusserst gemißhandelt, und sodenn in einen dunkeln Thurm des Schlosses Garda eingesperrt. Aus diesem Schlosse half ihr ein treuer Kaplan Martin wieder heraus. Er brachte sie und ihre Kammerfrau, als Mannspersonen verkleidet, durch eine Oeffnung, die er unter der Mauer des Schlosses gegraben hatte, in einen Kahn, auf dem sie über den Gardasee nach einem Walde fuhr. In diesem irrte sie einige Tage in der größten Angst, von dem verfolgenden Grafen des Schlosses eingeholt zu werden, umher, bis sie ihr Verwandter Azzo in dem Schlosse Canossa, zwischen Parma und Reggio, aufnahm. In dessen eilte Martin zum König Otto nach Deutschland.

Otto war seit einigen Jahren (seit 946) ein Wittwer. Er befand sich aber noch in dem Alter, wo die meisten Mannspersonen für das schöne Geschlecht noch nicht gleichgültig zu seyn pflegen. Eine schöne Braut, und ein schönes Königreich, konnte einen so feurigen Fürsten, als Otto war, wohl Lust machen, ein Aben-

theuer zu bestehen. Er schickte seinen Sohn Ludolf, der jetzt Herzog von Schwaben war, voraus, und folgte ihm (951) bald selbst nach. Martin führte ihm die Braut von Canossa nach Pavia entgegen, wo er (im Oct.) die Vermählung mit ihr vollzog. Otto nannte sich nun einen König von Italien, und Berengar kam nach Augsburg, um sein Reich, als ein Lehn des deutschen Königs, anzuerkennen.

Otto wollte Karls des Großen Rolle in Italien spielen. Er mußte also auch die Kaiserkrone auf sein Haupt bringen, und schon (952) bey seiner ersten Anwesenheit in Italien bewarb er sich bey dem Pabst Agapetus um dieselbe; aber der Markgraf Alberich wollte durchaus seine Einwilligung nicht dazu geben, und Otto war damahls in Deutschland zu sehr beschäfftigt, als daß er seinen Aufenthalt in Italien länger hätte fortsetzen können. Aber nach einigen Jahren riefen ihn die Italiener selbst wieder nach Italien. Der Pabst Johann XII war mit dem Berengar so unzufrieden, daß er den Otto um seinen Beystand bath. Ludolf, den dieser (957) hinzuziehen

be:

befahl, wurde, wie man sagt, ein Opfer der boshafsten Willa, die ihn vergiften ließ. Der Pabst schickte hierauf zwey Gesandten nach Deutschland, um Otto's Anzug, der bisher durch den Krieg mit den Slawen verhindert worden war, zu beschleunigen. Der Erzbischof von Maynz und andre italienische Fürsten, fanden sich in Person bey ihm ein. Otto zog nun (960) endlich selbst wieder über die Alpen. Berengar hatte zwar ein Heer von 60000 Mann zusammengebracht; weil er aber seinem Sohne Adelbert, zu welchem die Herren seiner Parthey ein größeres Zutrauen hatten, die Regierung nicht abtreten wollte, so sah er sich von dem größten Theile seiner Krieger bald wieder verlassen. Otto kam daher ungehindert bis nach Pavia. Berengar und Adelbert wurden von dem Erzbischofe von Mayland, und von andern Fürsten seiner Parthey, für unfähig erklärt, die Regierung ferner zu führen, und der Erzbischof setzte (961) zu Mayland dem Otto die lombardische Krone auf. Zu Anfang des folgenden Jahres zog Otto nach Rom, um (962 Febr.) aus den

Händen des Pabstes die Kaiserkrone zu empfangen. Daß aber weder der Pabst, noch die andern Großen Roms, die Absicht hatten, dem Könige Otto, vermittelst der Kaiserkrone, eine uneingeschränkte Herrschaft einzuräumen, das zeigt sich aus den Bedingungen, unter welchen ihm diese Krone zu Theil wurde. Otto mußte nehmlich, wie man behauptet, versprechen, ohne die Einwilligung des Pabstes und der übrigen Häupter der Stadt Rom, keine neuen Gesetze zu machen; er mußte sich verpflichten, dem päpstlichen Stuhle den Besitz aller ihm von den fränkischen Kaisern und Königen geschenkten Ländereyen zu bestätigen, und alles, was ihm entzogen worden war, wieder zu verschaffen. Berengars Macht war jetzt so geschwächt, daß er sich dem traurigen Schicksale unterwerfen mußte, alles, was er in Italien besessen hatte, zu verlassen, und mit seiner Gemahlin Willa über die Alpen nach Bamberg zu wandern, wo beyde gestorben sind.

Ein deutscher König genoss nun die Ehre, mit der Kaiserkrone geziert zu seyn, und er

gab

gab dadurch ein wichtiges Beyispiel für seine Nachfolger, welche, aller Abentheuer und Unglücksfälle, welche Italiens Verbindung mit Deutschland nach sich zog, ungeachtet, durch den Glanz derselben sich immerfort blenden ließen. Die feingebildeten und schlauen Italiener zogen einen deutschen Kaiser einem inländischen hauptsächlich aus dem Grunde vor, weil er, wegen der Handel in Deutschland, nicht immer bey ihnen bleiben konnte; sie fanden es aber doch sehr lästlig, von den Deutschen, die sie Barbaren nannten, sich beherrschen zu lassen, und sie gehorchten daher den Kaisern nur so lange, als sie mit einer fürchtbaren Armee in der Nähe waren. Die Kaiser, die ihre Rechte behaupten wollten, mußten daher mehr als einmahl über die Alpen ziehen, und wie mancher brave Deutsche brachte der Eitelkeit seines Königes, den Kaisertitel zu führen, seine Gesundheit, oder sein Leben, zum Opfer dar. Freylich nahmen die Deutschen auch italienische Cultur in ihr Vaterland mit zurück.

Otto I fühlte den unsichern Besitz der Kaiserkrone schon sehr lebhaft. Er traute den listigen Italienern so wenig, daß er, während daß er sein Gebeth in der Peterskirche verrichtete, seinem Schildknaben ein bloßes Schwert über sein Haupt zu halten befahl. Otto hatte sich auch noch nicht weit von Rom entfernt; er befand sich noch in Italien, als der junge Pabst Johann XII, der sich allen möglichen Ausschweifungen überließ, und den Otto freylich als einen Knaben behandelte, den Adelbert in Rom aufnahm, und sich öffentlich gegen den Otto erklärte. Dieser marschirte nun von Pavia wieder nach Rom, ließ (963 Dec.) in einer daselbst gehaltenen Prälaten-Versammlung den Johann XII zur Niederlegung der päpstlichen Würde verurtheilen, und (964 Jan.) den bisherigen geheimen Archivar, unter dem Nahmen Leo VIII, zu dessen Nachfolger wählen.

Otto traute nun den Römern so viel, daß er den größten Theil seines Heeres wieder abmarschieren ließ. Der abgesetzte Pabst Johann XII und seine Anhänger beschloffen die-

fen



fen Umstand zu einer für sie vortheilhaften Veränderung der Dinge zu benutzen. Der Kaiser und der Pabst Leo sollten überfallen, und umgebracht werden. Auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen wurden Otto und seine wenigen Leute, auf allen Seiten angegriffen. Man wollte ihnen den Weg über die Eiber-Brücke durch Lastwagen verrammeln. Aber Otto, und seine unerschrockenen Deutschen, jagten die elenden Römer bald auseinander, und wie wenig diese Stand hielten, bewiesen ihre auf dem Rücken empfangenen Wunden. Mit Mühe hielt Otto seine ergriminten Leute zurück, daß sie die eben so feigherzigen als treulosen Römer nicht alle niederhieben. Er begnügte sich mit einigen vornehmen Geißeln, und marschierte nun gegen den Adelbert. Jetzt brachte es der Pabst Johann durch Hülfe der galanten Frauenzimmer, mit welchen er seine Liebeshändel getrieben hatte, zu einem neuen Aufstande. Leo VIII war kaum so glücklich, ins kaiserliche Lager sich retten zu können. Ihm folgten bald zwey Freunde nach, die der Pabst Johann mit der schreck-

lichsten Grausamkeit hatte mißhandeln lassen. Otto wurde durch den Anblick derselben so aufgebracht, daß er nach Rom eilte, um an dem Pabst Johann Rache auszuüben. Dieser war aber bereits von einem Römer, der ihn bey seiner Frau überrascht hatte, so gezüchtigt worden, daß er acht Tage hernach (964 May) starb. Seine Parthey wählte zwar einen neuen Pabst; sie mußte ihn aber bald an den Kaiser ausliefern. Dieser verzohr jedoch durch Krankheiten, die sich seine Krieger durch unmäßigen Genuß der italienischen Lebensfreuden zuzogen, so viele Leute, daß er (965) die Rückkehr nach Deutschland für rathsam hielt. Schon im folgenden Jahre (966) zog Otto abermahls nach Italien, um den Pabst Johann XIII, den seine Parthey gewählt hatte, Hülfe zu leisten. Da die Römer, denen er so oft verzieh, ihn eben so oft getäuscht hatten, so ließ er jetzt, zum warnenden Beyspiele, viele von den Vornehmsten der Gegenparthey aufhängen, oder in die Verbannung gehen.

Als Otto durch sein strenges Verfahren seine Herrschaft zu Rom befestigt zu haben schien, so wendete er seine Aufmerksamkeit auch auf Unteritalien, in welches Griechen und Saracenen sich getheilt hatten. Die Griechen, oder Oströmer, waren jetzt wieder so mächtig, daß ihre Freundschaft dem Otto nicht unbedeutend schien. Durch einige glückliche Kriege hatten sie ihr Land in Europa wieder bis zur Donau und Sau, in Asien bis zum Taurus, ausgebreitet. In Laurien (Krim) besaßen sie Cherson, eine schöne und feste Handelsstadt. In den Ländern am adriatischen Meere und in Unteritalien hatten sie auch noch Besitzungen. Die oströmischen Kaiser dieser Zeit waren aber auch meistens thätige Regenten, welche die Feinde des Staates zurücktrieben, und die Bewohner desselben in Wohlstand versetzten. Dieses Verdienst erwarben sich besonders die Kaiserfamilien der Macedonier und Comnenen. Indessen waren auch in diesen Familien gewaltsame Thronveränderungen ziemlich häufig. Der brave Kaiser Basilius, der zur Wiederherstellung der

oströ:

ostromischen Macht so vieles beytrag \*), hatte (886) seinen Sohn Leo den Philosophen zum Nachfolger, der sich seinen Beynahmen durch seine Liebe für die Wissenschaften und die Schriftstellerey erwarb. Er schritt, wegen der Unfruchtbarkeit seiner drey ersten Gemahlinnen, zur 4ten Ehe. Die 4te Gemahlin wurde die schöne Zoe, die er anfangs nur als Concubine in seinen Pallast aufgenommen hatte. Da aber die vornehmsten Geistlichen zu Constantinopel schon die dritte Ehe bedenklich fanden, so wurde Leo, der ihre Vorstellungen nicht achtete, in den Kirchenbann gethan. Dennoch entschied (911) die Stimme der Großen für die Thronfolge des Sohnes der Zoe, Constantius VII, der sich auch gegen den Gegenkaiser Romanus behauptete, ob er gleich seine Thätigkeit weniger der Staatsverwaltung, als den Wissenschaften, widmete. Sein Sohn Romanus II, der ihn (959) vergiftet haben soll, wurde schon nach wenigen Jahren (963) von seiner Gemahlin Theophania aus

\*) Oben S. 163.

der Welt geschafft. Seine Söhne verdrängte ihr Stiefvater Nicephorus II (Phocas), der den Thron seiner Tapferkeit zu verdanken hatte, aber bald (969) ein Opfer der rachsüchtigen Theophania wurde. Der auf dem Kaiserthron nun erhobene Mörder Johannes Tzimisces, ein Armenier, verbannte die Theophania aus dem Reiche, und behandelte dagegen ihre Söhne, die auch seine Nachfolger wurden, sehr edelmüthig. Das Ende seiner verdienstvollen Regierung wurde (975) gleichfalls durch Gift beschleunigt.

Der letztere oströmische Kaiser Johannes war es nun, mit welchem Otto I einen Vergleich schloß. Der Vorgänger desselben, Nicephorus, hatte dem Otto durch eine Gesandtschaft, die ihm Ehrengeschenke überreichte, eine freundschaftliche Verbindung antragen lassen. Otto wollte diesen Antrag benutzen, um Apulien und Calabrien unter seine Herrschaft zu bringen, und seinem Sohne eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen. Er schickte deswegen (968) den Bischof Luitprand von Cremona, mit der zurückreisenden

Ge.

Gesandtschaft, nach Constantinopel. Der Bischof mußte sich eine Behandlung gefallen lassen, die den Stolz der Römer, und die Verachtung, die sie gegen die Franken hegten, sehr auffallend beweiset. Als er, um der occidentalischen Kaiserwürde Ehre zu machen, seinen Einzug in Constantinopel mit großer Pracht halten wollte, mußte er lange im Regen vor dem Thore warten. Nicephorus, den der Gesandte als einen sehr häßlichen Mann beschreibt, schimpfte auf den Kaiser Otto, nannte ihn einen Mörder und Mordbrenner, der, nachdem er den Berengar und dem Adelbert alles geraubt, nachdem er die vornehmsten Römer hätte hinrichten lassen, nachdem es ihm nicht gelungen wäre, seine (des Kaisers) Städte sich unterwürfig zu machen, ihn jetzt als einen Spion an seinen Hof schicke. Nicephorus erlaubte sich auch, von Otto's Kriegsmacht sehr verächtlich zu sprechen, und von seinen Kriegern zu behaupten, daß sie eben so wenig zu Pferde als zu Fuß fechten könnten, daß ihre großen Schilde, ihre schweren Panzer und ihre langen Schwerdter sie un-

unbehülflich machten; daß der Bauch ihren Gott vorstellte, daß sie blos im Rausche tapfer wären und dergleichen mehr. Nicephorus fand es höchst verwegen und unerträglich, daß sich Otto einen römischen Kaiser nannte. Er verlangte, daß er die Fürsten von Benevent und Capua nicht mehr in Schutz nehmen sollte. Dieses unanständig-stolzen Tones ungeachtet, willigte Nicephorus doch endlich in die Verheyrathung der Prinzessin Theophania, der Tochter des Kaisers Romanus II, an Otto's Sohn. Otto sollte die Braut an einem gewissen Orte in Unteritalien abholen lassen. Anstatt der Braut erschienen aber ganz unvermuthet griechische Soldaten, die in einem Hinterhalte verborgen gewesen waren, und diese hieben diejenigen nieder, welche die Prinzessin in Empfang nehmen sollten. Otto, dessen Armee schon in Apulien und Calabrien eingedrungen war, eilte, an den arglistigen Griechen Rache auszuüben. Unvermuthet ereignet sich eine Sonnenfinsterniß (968). Die abergläubischen Deutschen erwarten voll Angst die Annäherung des jüngsten Tages; mit un-

glaub-

glaublicher Bangigkeit zerstreuten sie sich nach allen Seiten, um Zufluchtsörter zu finden; sie verkriechen sich sogar hinter Kisten und Weinfässern, und hinter Karren. Ihr Muth wachte jedoch bald wieder auf, und die übermüthig gewordenen Griechen erfuhren es zu ihrem großen Nachtheile. Die unbarmherzigen Deutschen schnitten allen Griechen, die sie auf der Flucht gefangen bekamen, die Nase ab, und die griechischen Bewohner Unteritaliens mußten dem Kaiser Otto Tribut versprechen. Johann Tzemisces, des Nicephorus Nachfolger, verglich sich (972) mit dem Kaiser Otto. Er überließ demselben ganz Unteritalien, auffer Apulien und Calabrien, und schickte dem Sohne Otto's die Prinzessin Theophanta. Otto genoß aber die Freude, seinen Nachfolger mit einer kaiserlichen Prinzessin vermählt zu sehen, nur kurze Zeit. Er hinterließ (973 May) seinem Sohne Otto II Gelegenheit genug, seine Ruhmsucht zu befriedigen.

Wilde mit geringer Geisteskraft verbundene Ruhmsucht war die Hauptleidenschaft des erst achtzehnjährigen Otto's II, der schon 14 Jahre



Jahre alt (966) die Kaiserkrone empfangen hatte, und bereits im 7ten Jahre in Deutschland zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden war. Er gerieth, wegen des Herzogthums Lothringen, mit dem König Lothar von Frankreich in Streit. Ungeachtet er nun, um den Streit zu endigen, dem Herzog Karl, Lothars Bruder, Lothringen überlassen hatte, so überraschte ihn Lothar (978), als er zu Nachen ganz vergnügt und sorgenlos lebte, mit seinem Heere so plötzlich, daß er der Gefahr, gefangen zu werden, kaum entging. Um sich dafür zu rächen, drang Otto II, noch im Herbst eben dieses Jahres, unter schrecklichen Verheerungen, bis Paris vor. Er hoffte diese Stadt auch noch in seine Gewalt zu bringen; aber seine Hoffnung wurde getäuscht. Er mußte die Belagerung aufheben, und auf seinem Rückzuge, auf welchem ihn die Franzosen verfolgten, blüßte er viele Leute ein. Dennoch trat der König von Frankreich alle seine Rechte auf Lothringen an Deutschland ab.

Otto II eilte nun (980) nach Italien, wo die vorigen Unruhen von neuem ausgebrochen

Galletti Weltg. 6r Th.

N

wa

ver

waren; wo die Bürger, die ihren vermehrten Reichthum zu fühlen anfingen, mit den Edelleuten und Bischöfen in beständigem Kampfe lebten. Frühzeitig machten reiche und angefehene Edelleute Versuche, die Regierung der Städte an sich zu reißen. So wurde Mayland, die mächtigste Stadt in Oberitalien, von einem gewissen Bonizo, der seinem Sohne Landulf zur erzbischöflichen Würde verhalf, fast uneingeschränkt beherrscht. Aber der Uebermuth des Vaters und Sohnes fiel den Mayländern endlich so unerträglich, daß sie den Sohn fortjagten, und den Vater, einen Greis, tödteten. Landulf begab sich zum Kaiser Otto, und beredete ihn, nach Italien zu ziehen. Als dieser Mayland einzuschließen angefangen hatte, unterhandelte der arglistige Landulf heimlich mit den Oberhäuptern der mayländischen Bürgerschaft, und der deutsche König sah sich dadurch zum Abzuge genöthigt.

Otto II durfte sich aber mit Mayland auch nicht länger beschäftigen, da sein Freund, der Pabst Benedict VII, ihn inständigst um seinen Beystand bath. Crescentius, den man für einen

einen Sohn der berühmten Theodora ausgiebt, stellte damals das weltliche Oberhaupt der Stadt Rom vor, und seine Parthey hatte ihren eignen Pabst, der Bonifacius VII hieß. Otto II hielt sich aber nicht lange genug zu Rom auf, um die Gegenparthey völlig zu unterdrücken; er eilte (981) vielmehr, von seiner Gemahlin Theophania angetrieben, nach Unteritalien, um deren vermeynte Erbrechte auf Apulien und Calabrien geltend zu machen. Otto's Unternehmung wurde anfangs vom Glück begünstigt. Die Eroberung der Städte Reggio und Tarent (982) kostete ihm wenige Mühe. Aber seine Schwäger, die damaligen griechischen Kaiser, Basilius II und Constantin IX, die so ungerechter Weise von Otto II angegriffen wurden, nahmen die auf den Inseln vor Unteritalien feststehenden Saracenen in ihren Sold. Ueber diese neuen, den Deutschen noch gar nicht bekannten Feinde erfocht zwar Otto einen vollkommenen Sieg; die allzugroße Sicherheit, die dieser Sieg dem jungen Kaiser einflößte, stürzte ihn aber ins Verderben. Otto, der die Saracenen aus Ita-

lien ganz entfernt zu haben glaubte, sah einige derselben noch am Ufer herumstreifen. Er geht (982 Jul.) mit einem kleinen Heere auf sie los; aber plößlich sieht er sich von allen Seiten von Saracenen umringt, die sich während der Nacht in den umliegenden Gebirgen versteckt hatten. Die Italiener, die sich unter seinen Truppen befinden, ergreifen sogleich die Flucht; aber die Deutschen opfern seiner Vertheidigung ihr Leben auf. Die schönsten jungen Edelleute Deutschlands werden niedergehauen, und der Kaiser sucht sich durch sein schnelles Pferd längs der Küste zu retten. Vor ihm ist das Meer, und hinter ihm sind die Saracenen. Er befindet sich in der größten Gefahr. Unvermuthet seegelt ein Schiff vorbey. Es ist ein griechisches, und also ein feindliches. Dennoch schwimmt Otto auf dasselbe zu; aber seine flehendlichen Bitten, ihn aufzunehmen, sind vergeblich. Er muß an das Ufer zurückkehren. Die Saracenen kommen indessen immer näher, und Otto sieht seinem traurigen Schicksale mit betäubender Bangigkeit entgegen, als ein zweytes Schiff

vor:

vorbeyseegelt. Er wirft sich zum zweytenmal ins Meer. Aber wie erschriekt er, als auch dieses Schiff mit Griechen besetzt ist! Doch es befindet sich unter denselben ein slawischer Edelmann, der ihn kennt. Auf dessen Fürsprache nimmt ihn der Schiffskapitain auf. Otto kann ihm seinen hohen Stand nicht verbergen. Er sieht sich nun in der Gefahr, nach Constantinopel gebracht zu werden. Um dieser zu entgehen, stellt er sich, als wenn er freywillig, begleitet von seiner Gemahlin, bey seinen Schwägern einen Besuch ablegen wollte. Vorher aber will er die Theophania im Schlosse Rossano in Calabrien, mit ihren großen Schätzen, abholen. Die Schätze reizen den Schiffskapitain; er legt sein Schiff bey Rossano vor Anker. Indessen hat der slawische Edelmann mit der Theophania alles verabredet. Einige Kammermädchen der Theophania, und der Bischof Theoderich von Mez, werden nebst den Lastthieren, welche mit den vermeinten Schätzen beladen waren, auf das Schiff aufgenommen. Während daß die Griechen begierig die Säcke öffnen, springt

Otto vom Berdeck ins Wasser. Ein Grieche ergreift ihn zwar bey dem Gewande; die verkleideten Jünglinge, die sich unter den Kammermädchen befinden, bringen aber durch ihre unvermuthet hervorgezogenen Dolche die Griechen so in Schrecken, daß sie froh sind, ohne dem Otto und die Theophania, davon seegeln zu können.

Das Gerücht hatte die Nachricht von der Gefahr des Kaisers so sehr vergrößert, daß man ihn in Deutschland einige Zeitlang für todt hielt. Die deutschen Fürsten eilten daher (983) mit Sehnsucht nach Verona, um ihren Kaiser wieder zu sehen. Die Freude, die sie darüber empfanden, war so groß, daß sie seinem Sohne, einem Kinde von zwey Jahren, die Krone schon im voraus zusicherten. Doch Otto II starb noch am Ende eben dieses Jahres (am 15. Dec.) Sein Tod war die Folge einer Krankheit, die ihm der Gram über seine verunglückten Unternehmungen zugezogen hatte.

Otto III wurde unter der Aufsicht seiner Mutter Theophania (die 990 starb) und seiner

ner Großmutter Adelheid die bis 999 lebte) recht sorgfältig erzogen. Seit seinem achten Jahre unterrichtete ihn der berühmte Bernhard, einer der einsichtsvollsten Männer seiner Zeit, der nicht nur in der Philosophie, und in andern Wissenschaften, große Kenntnisse besaß, sondern auch in den Künsten, als in der Malerey, in der Baukunst und in mechanischen Arbeiten, eine besondere Fertigkeit sich erworben hatte. Durch den Unterricht desselben wurden Otto's III gute Anlagen so vortreflich entwickelt, daß Gelehrte, die dem jungen Kaiser ein schmeichelhaftes Kompliment machen wollten, ihn ein Wunder der Welt nannten. Aber der in den Wissenschaften und Künsten so sorgfältig unterrichtete, junge Kaiser wurde von seinen weiblichen Vormünderinnen, die in der Zärtlichkeit gegen ihn wetteiferten, zu weichlich behandelt, und von den Übungen, die dem Körper des jungen deutschen Adels Kraft und Festigkeit gaben, zu sehr abgehalten. Diese Kraft und Festigkeit vermißte aber Otto III gar sehr bey demjenigen, was er in Italien auszuführen wünschte.

Zu Rom hatte indessen der habfüchtige und böshafte Crescentius eine so despotische Gewalt sich angemast, daß der Pabst Johann XV, dem er nicht den geringsten Antheil an der weltlichen Herrschaft über Rom gestattete, den er gleichsam als seinen Gefangnen behandelte, den jungen Kaiser recht dringend um Beystand bath. Otto war auch kaum funfzehen Jahre alt (996) als er schon über die Alpen zog. Indessen war der Pabst Johann XV gestorben, und die Oberhäupter der kaiserlichen Parthey in Rom erkundigten sich bey dem Otto, wen er als Nachfolger desselben zu sehen wünschte? Otto und seine Rathgeber, unter welchen sich der schlaue Erzbischof Willigis von Maynz befand, waren entschlossen genug, ihnen den lothringischen Prinzen Bruno, einen Vetter des Kaisers, vorzuschlagen; dieser bestieg den päpstlichen Stuhl unter dem Nahmen Gregors V, und setzte dem Otto, seinem Gönner, (im May) die Kaiserkrone auf. Otto wollte den Crescentius aus Rom verbannen; aber der gutmüthige Gregor kannte dessen Arglist so wenig, daß er den Kaiser bath, ihm

Berz



Verzeihung angedeihen zu lassen. Aber wie bald hatte Gregor Ursache, seine Gutmüthigkeit zu bereuen! Kaum war Otto III, von einem Kriege gegen die Slawen gerufen, nach Deutschland zurückgekehrt, als Crescentius, der sehr viele Anhänger hatte, den Gregor fortjagte, und an dessen Stelle den Bischof Johann von Piacenza, der den sächsischen Kaisern sein Glück zu danken hatte, auf den päpstlichen Stuhl erhob. Mit diesem neuen Pabste machte Crescentius aus, daß die deutsche Herrschaft über Rom ganz aufhören, und daß Er mit dem Titel eines Patricius die Regierung führen sollte.

Doch Otto III fand sich (997) bald wieder in Italien ein. Als er sich der Stadt Rom näherte, entfloh des Crescentius Pabst, Johann XVI; er wurde jedoch von den Anhängern des Kaisers eingeholt, und, als ein von allen Bischöfen in Italien, Deutschland und Frankreich in Vann gethaner Sünder, schrecklich gemißhandelt. Man riß ihm Augen und Zunge heraus, schnitt ihm die Nase ab, und setzte ihn in diesem erbärmlichen Zustande auf

einen Esel, auf welchem man ihn, den Schwanz des Esels in der Hand, durch die Stadt führte. Sein Gönner Crescentius suchte seine Zuflucht in der Engelsburg, aber auch diese schützte ihn nicht immer. Otto ließ ihn, nebst zwölf seiner vornehmsten Anhänger, hinrichten, und die Leichen derselben öffentlich aufhängen. Otto hatte nun zwar die Freude, seinen Vetter Bruno auf dem päpstlichen Stuhle wieder befestigt zu sehen; sein deutscher Pabst konnte aber das italienische Clima und die italienische Lebensart so wenig vertragen, daß er (999) in der Blüthe seiner Jugend hinwelkte. Otto brachte es nun dahin, daß Gerbert, der berühmteste Gelehrte seines Zeitalters, unter dem Nahmen Silvesters II, Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit wurde. Eine enge Verbindung mit dem Pabste war dem Kaiser um so angenehmer, als er den Plan hatte, den Sitz des römisch-deutschen Kaiserthumes nach Italien zu verlegen. Schon zog er die gebildeteren Italiener den rohern Deutschen vor, und wie sehr mußte die letztern das bevorstehende Schicksal kränken, Unterthanen der Italiener

tiener zu werden! Wahrscheinlich hätten sie sich alsdann einen andern König gewählt. Doch Ottos III Plan blieb unausgeführt. Der mit zu reizbaren Nerven versehene junge Kaiser fühlte den Einfluß des italienischen Himmelsstrichs bis zu einer schwermüthigen Gemüthsstimmung, die durch das arglistige Verfahren der Römer noch immer höher gespannt wurde. Er blieb über 2 Jahre in Rom; kaum war er aber (1000) nach Deutschland zurückgekehrt, als er schon wieder nach Italien zurückeilte. Er bewies zu Rom große Regentensorgfalt, und behandelte die Einwohner dieser Stadt sehr leutselig. Dennoch zeigten sie sich sehr undankbar; denn als er den Einwohnern der Stadt Tivoli ihre Empörung gegen die römische Herrschaft verziehen hatte, wurden die eben so rachsüchtigen als stolzen Römer darüber so erbittert, daß sie ihn ganz unvermuthet in seinem Pallaste einschlossen. Der junge Kaiser fand seine Lage aber so unerträglich, daß er den festen Entschluß faßte, sich lieber durchzuschlagen, als ein Gefangner der Römer zu werden. Der Bischof

Bern

Bernnard, sein ehemahliger Lehrer, segnete den Otto und seine Getreuen ein, und gieng mit der heiligen Lanze voran. Aber die Römer zeigten ganz unvermuthet friedfertige Gesinnungen. Die Oberbefehlshaber des in der Nähe von Rom stehenden kaiserlichen Heeres waren jedoch eben im Begriffe, ihren Kaiser zu befreuen. Otto stellte, von einem Thurme herab, den Römern ihre Undankbarkeit in so rührenden Ausdrücken vor, daß sie sogleich zwey von den Urhebern der Empörung halbtodt vor ihn hinwarfen; er traute ihnen aber dennoch so wenig, daß er sich geschwinde aus Rom entfernte. Die unsichere Lage, in der er sich befand, stimmte seine Seele immer argwohntischer, immer trauriger. In dieser Seelenstimmung glaubte er in dem vertrauten Umgange mit der schönen Stephania, der Wittwe des hingerichteten Crescentius, einigen Trost zu finden. Schon hatte er eine griechische Prinzessin zur Braut gewählt, und doch mag er seiner geliebten Stephania vielleicht zur Kaiserkrone Hoffnung gemacht haben. War es nun Eifersucht der Stephania, oder

Nach:

Nachbegierde wegen der Hinrichtung ihres Gemahls, die sie, wie man sagt, antrieb, in die Arzney des jungen Kaisers Gift zu tröpfeln, oder starb er vielmehr an einem zurückgetretenen Friesel? Sein Tod erfolgte zu Palermo (1002 Jan.) im 22ten Jahre seines Alters, und dieß war also der zweyte sächsische König Deutschlands, welcher der Ehre der Kaiserwürde sein junges Leben zum Opfer gebracht hatte.

Otto's III Nachfolger, sein Vetter Heinrich II, Herzog von Bayern, wurde zuerst von den Großen seines Herzogthumes zum Könige gewählt, und die Fürsten der übrigen deutschen Nationen brachte er, theils durch Unterhandlungen, theils durch Gewalt, zur Anerkennung seiner Königswürde. Das Vertrauen, welches einige in ihn gesetzt hatten, verdiente er gar nicht, indem er zu den untauglichsten Beherrschern Deutschlands gehört; indem er sich von seiner Gemahlin, der luxemburgischen Kunegunde, und von der Geistlichkeit, gleich einem Knaben, lenken ließ. Doch eben seine beständige Ergebung in den Willen der Geistlichen,

lichen,

lichen, und setze außerordentliche Freygebigkeit gegen dieselbe, erwarb ihm die Ehre, unter die Zahl der Heiligen versetzt zu werden. Kunegunde, die ihre Herrschsucht, ihre Ränke, unter der Maske der Frömmigkeit zu verbessern wußte; die, als Gattin, das sonderbare Gelübde einer ewigen Jungfräuschafft ablegte; die mußte die Beschuldigung des Ehebruchs, durch die Probe der glühenden Pfugschaaren, abzulehnen suchen. Ein solcher Regent, wie Heinrich II, konnte die Herrschafft über die arglistigen und aufrührerischen Italiener unmöglich mit Festigkeit behaupten. Der Markgraf Ardoin von Ivrea hatte sich zum Könige von Italien aufgeworfen. Heinrich zog zwar (1004) über die Alpen; aber er blieb nicht lange genug da, um Ardoins Parthey völlig zu unterdrücken, und er kam erst nach acht Jahren wieder. Ardoin gieng in ein Kloster, und Heinrich II ließ sich (1004 Febr.) zum Kaiser krönen. Seine große Ergebenheit für den geistlichen Stand lockte ihm, als ihn Benedict VIII krönte, in seinem und seiner Nachfolger Nahmen, das feyerliche Versprechen ab,  
daß

daß künftig nur derjenige, den der Pabst für würdig erklären und krönen würde, sich des römischen Kaiserthumes anmaßen sollte. Auch empfing er aus den Händen des Pabstes eine goldne Kugel als ein Sinnbild der Weltherrschaft. Man nannte diese Kugel einen Reichsapfel. Sodenn nannte er sich, so lange als er noch nicht gekrönt war, nur einen römischen König. Seinem Beyspiele folgten fast 400 Jahre hindurch alle Beherrscher Deutschlands. Um den deutschen Kirchenstaat machte sich Heinrich II durch die Stiftung des Bisthumes Bamberg (1008) verdient, welches er der unmittelbaren Aufsicht des Pabstes unterwarf. Dafür besuchte ihn dieser in Deutschland, und munterte ihn zu einem neuen Zuge nach Italien auf, wo er bald hernach (1024) sein Leben endigte. Er wurde zu Bamberg begraben. Da Heinrich II keine Kinder zeugte, und alle seine Brüder im geistlichen Stande lebten, so starb das sächsische Königsgeschlecht mit ihm aus.

---

Sie-

---

## Siebentes Kapitel.

---

Einfluß der sächsischen Kaiser auf das östliche Europa. Polnischer und russischer Staat. Verfall des Chalifats, welchem Türken, Chineser und Spanier Widerstand thun.

---

Die sächsischen Kaiser, welche die deutsche Königswürde durch den Glanz der Kaiserkrone verherrlichten, hatten auf die nördlichen und östlichen Staaten von Europa einen bedeutenden Einfluß, und erwarben sich besonders um ihre Cultur ein ausgezeichnetes Verdienst. Schon Otto I bewies einen vorzüglichen Eifer die deutschen Wenden zum Christenthume, und unter die deutsche Herrschaft, zu bringen. Aber seine Generale behandelten die Wenden mit solcher Unbarmherzigkeit, daß sie ihnen unmöglich Liebe zum Christenthume und zur  
deuts



deutschen Herrschaft einflößen konnten, daß sie vielmehr den bittersten Haß, und eine höchst gereizte Rachsucht in ihnen rege machten. Daher wehrten sich auch die Wenden so lange und so hartnäckig, ehe sie ihrem väterlichen Glauben, und ihrer Unabhängigkeit, untreu wurden. Am Ende konnten sie der deutschen Macht und Tapferkeit freylich nicht widerstehen. Otto I ordnete nun, um das Christenthum unter den Wenden zu befestigen, mehrere Bischöfe an, die zu Oldenburg (im Lande der Wagrier), zu Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz, Meissen, Lebus und Colberg ihren Sitz hatten. Alle diese Bischöfe unterwarf er (968) dem Erzbischofe zu Magdeburg, welcher einen sehr ausgedehnten Sprengel hatte; denn unter seiner Aufsicht stand auch der Bischof zu Posen in Polen.

Die Polen, Verwandte der pommerischen Wenden, hatten, kurz nach Ludwigs des Frommen Zeiten, einen ihrer Edelleute, Namens Piaft, zu ihrem Oberanführer, oder Herzog, gewählt. Ihre Macht war aber noch lange

Galletti Weltg. 6r Th.

Ⓔ

fo

so unbedeutend, daß sie nicht nur dem Könige von Deutschland, sondern wohl gar dem Herzoge von Böhmen, Tribut geben, und vor dem Markgrafen von Meissen sich fürchten mußten. Ihr Herzog Miecslaw ließ sich durch seine böhmische Gemahlin, Dombrowka, zur Annehmung des Christenthumes bereden, und Otto legte (968) das Bisthum zu Posen an. In Böhmen stiftete Otto I um eben diese Zeit (967) das Bisthum zu Prag, welches über die Geistlichen in Böhmen und Mähren die Aufsicht führte. Der Kaiser unterwarf es dem Erzbischof von Maynz, um ihn wegen der Verminderung seines Sprengels, die ihm die Errichtung des Erzbisthums Magdeburg zugezogen hatte, zu entschädigen. Otto III machte sich um die Befestigung des Christenthumes in den slawischen Ländern, vornehmlich in Polen, besonders verdient. Es herrschte damahls in Polen Boleslaw Chrobri, der Sohn des ersten christlichen Herzogs, der aber eben sowohl das Christenthum, als Geschenke, Unterhandlungen, List und Gewalt zur Beförderung seiner ländersüchtigen Plane brauchte. Otto's III

Zu-

Jugend und Beschäftigung in Italien gab ihm eine gute Gelegenheit, durch Unterdrückung seiner Brüder einziger Regent von Polen zu werden, und seine Herrschaft auch über benachbarte Länder auszubreiten. Vornehmlich nahm er den Böhmen einen großen Theil ihres Landes weg, zu welchem unter andern der Bezirk von Cracau gehört hatte. So sehr Otto III Ursach gehabt hätte, Boleslavs Verfahrungsart zu mißbilligen, und ihn deswegen zur Verantwortung zu ziehen, so hoch stieg doch seine Zufriedenheit über denselben, als er die Gebeine seines Freundes, des h. Adalberts, den die heidnischen Einwohner Preußens (997) erschlagen hatten, denselben für eine große Geldsumme abhandelte, und ihn nach Gnesen bringen ließ. Otto III wurde durch den Ruf von den Wundern, die bey Adalberts Grabe geschehen sollten, bewogen, von Rom aus bis nach Gnesen eine Wallfahrt vorzunehmen. Bey dieser Gelegenheit stiftete er (1000) ein Erzbisthum, dem er die Bischöfe zu Colberg, Breslau und Cracau unterwarf. Boleslaw machte sich damahls verbindlich, dem heiligen

Petrus einen jährlichen Tribut zu entrichten. Dem Kaiser Otto schenkte er unter andern drey hundert geharnischte Reiter.

Der polnische Staat würde sich wahrscheinlich auch nach Osten weiter ausgebreitet haben, wenn ihm hier das seine Macht immer höher treibende russische Reich nicht einen starken Damm entgegengesetzt hätte. Die Vorfahren der Russen, gleichfalls Slawen, breiteten sich von den ostpreussischen Gränzen bis an die Karpathen aus. Zu diesen Leuten, die größtentheils ohne Cultur, von der Jagd und Viehzucht lebten, wanderten normännische Abenteuerer aus Schweden, die man Wävinger, oder Waräger, nannte. Diese ließen sich an der Dnoga, am Ladoga, und auch tiefer im Lande nieder, und ihre Wohnsitze verwandelten sich allmählig in Städte; sie setzten sich aber auch in slawischen Städten fest, zu welchen unter andern Nowgorod und Kiev gehörten. Nach der Meynung einiger wurden sie, ihrer röthlichen Haare wegen, von den Griechen Russen (die Nothen) genannt; nach andern verwandelte sich der Name eines Hauptstammes

mes der Wäringers in die Benennung der ganzen Nation. Die ersten Russen kommen zur Zeit Ludwigs des Frommen (839) unter einer Gesandtschaft vor, welche der griechische Kaiser an den römischen schickte. Die Russen, oder Wäringers, drückten aber die Slawen so gewaltig, daß diese ihre Herrschaft endlich ganz unerträglich fanden. Die Nowgoroder wagten es (859) ihre despotischen Wäringers fortzujagen. Da aber noch viele Freunde und Anhänger derselben zurückblieben, so kam es schon nach drey Jahren (862) dahin, daß man die vertriebenen Wäringers oder Russen nach Nowgorod zurückrief. Drey wäringische Edle, Kurik, Sineus und Truwor, stifteten hierauf eben so viele kleine Staaten, welche Kurik, der seine beyden jüngern Brüder überlebte, glücklich vereinigte. Nowgorod wurde nun die Hauptstadt seines Reiches, welches er (879) da sein Sohn Igchor noch minderjährig war, seinem Vetter Oleg hinterließ.

Dieser vereinigte mit denselben den kleinen Staat zu Kiew, wo Oskold und Dir, zwey andre Wäringers, bisher geherrscht hatten.

Oleg tödtete sie unter dem Vorwande, weil sie, aus unedlem Stamme entsprossen, sich die Regierung angemast hätten. Er verlegte seine Residenz nach Kiew, und ließ verschiedene neue Städte bauen. Mancher slawische Stamm mußte ihm Tribut entrichten, und die auf der Südseite der Vorfahren der jetzigen Russen wohnenden Chazaren und Petschenegen, die einen Theil derselben sich zinsbar gemacht hatten, wurden von dem neuen Staate der Russen in engere Gränzen eingeschränkt. Die Stadt Constantinopel, welche die Russen Zaarsstadt (Kaiserstadt) nannten, war vor ihren Angriffen bald nicht mehr sicher. Schon Oskold und Dir hatten (866) einen Zug nach Constantinopel gethan, aber ein unglückliches Schicksal gehabt. Jetzt (904 — 907) wagte Oleg, nachdem er seinen indessen erwachsenen Vetter Iggor vermählt hatte, eine Unternehmung gegen Constantinopel. Seine Cavallerie zog an der Küste hin, und sein zahlreiches Fußvolk befand sich auf 2000 Böten, die, zum großen Erstaunen der Griechen, der Kaiserstadt sich auf Rädern näherten. Der be-

stürzte

stürzte Kaiser mußte eine ansehnliche Geldsumme geben, und noch manche andre schimpfliche Bedingung eingehen. Ja, man war in Constantinopel froh, daß man (912) einen besondern Freundschaftsvertrag mit dem russischen Fürsten errichten konnte. Die Nachbarschaft der gebildeteren Griechen, und der reichen Stadt Constantinopel, war Ursache, daß die Russen sich immer mehr am Nieder-Dnieper hinabzogen, und sowohl Nowgorod, als andre Länder am finnischen Meerbusen, vernachlässigten.

Die russischen Zaare (Cäsaren) waren nach dem Besitze der schönen griechischen Länder, oder wenigstens nach dem goldnen Tribute der Kaiser zu Constantinopel, so lüstern, daß sie ihre Versuche gegen die Kaiserstadt oft wiederholten. Ighor, der nach Olegs Tode (912) Beherrscher der Russen geworden war, griff (941) das oströmische Reich mit einer so großen Kriegsmacht an, daß er zur Fortschaffung derselben 10000 Kähne nöthig hatte. Er fuhr mit denselben über das schwarze Meer, nach der nördlichen Küste von Kleinasien, die

er auf die unbarmherzigste Art behandelte. Die Griechen thaten ihm zwar, sowohl zu Wasser als zu Lande, und vornehmlich durch ihr griechisches Feuer, großen Schaden; er brachte es aber, nachdem er sein Heer durch fremde Wärringer, Petschenegen und andere Soldtruppen vermehrt hatte (945), so weit, daß ihm Constantin VII einen vortheilhaften Frieden zugestehen mußte. Der Kaiser und der Saar schlossen ein Handels- und Freundschaftsbündniß. So war also schon damahls der russische Staat für den Kaiser zu Constantinopel ziemlich fürchtbar.

Ighor, der auf einem unglücklichen Feldzuge (945) von seinen eigenen Leuten erschlagen wurde, hatte seinen unmündigen Sohn Swatoslaw zum Nachfolger, für welchen seine Mutter Olga, die schönste Person ihrer Zeit, deren Reize sie, noch ein halbes Jahrhundert nach ihrer Blüthe, den Nachstellungen des griechischen Kaisers Constantin aussetzten, eine eben so weise als glückliche Regierung führte. Schon zur Zeit Ighors hatten viele Russen das griechische Christenthum angenommen; aber



aber Swätoslaw blieb, gegen alle Vorstellungen seiner Mutter taub, dem Glauben seiner Vorfahren treu. Sein ganzes Bestreben war überhaupt auf Krieg gerichtet. Seine ganze Lebensart entsprach diesem Bestreben. Ohne Koch, und ohne Kessel, brät er sich selbst auf Kohlen seine Pferde- und Rinderbraten, schließt er auf hartem Rasen, den Sattel unter dem Kopfe, die Pferddecke um sich her, und die Sterne über sich. Der Erfolg belohnte seine eifrigen Bemühungen, sich zum abgehärteten Krieger zu bilden. Die Chazaren und Bulgaren, die er auf Antrieb des Kaisers Nicephorus angriff, mußten sich ihm unterwerfen; er brachte (968) auf 80 Städte in seine Gewalt. Da er aber ganz Bulgarien für sich behalten wollte, und der Kaiser Johann Tzermisces es zurückverlangte, so entstand zwischen diesem und dem russischen Zaar ein Krieg, der für den letztern sehr unglücklich ausfiel. Obgleich die Russen, mit welchen sich Ungern und Petschenegen verbanden, (970) auf 300000 Mann stark in Thracien einfielen; so belagerten sie doch die Stadt Adrianopel vergeblich,

und Swätoslaw verlor in einer Schlacht so viele Leute, daß er seine Zuflucht in Silitria suchen mußte. Hier wehrte er sich mit so unerschütterlicher Hertzhaftigkeit, daß ihm der Kaiser einen freyen Abzug, und zwar mit aller Beute und den gefangnen Bulgaren, zugestehen mußte. Der muthige Swätoslaw forderte den griechischen Kaiser zum Zweykampfe heraus; dieser antwortete ihm aber: er möchte seinen Tod auf einem andern Wege suchen. Nun wollte Swätoslaw auf dem schwarzen Meere, und auf dem Dntepex, in sein Land zurückkehren. Der Weg an den Wasserfällen dieses Stromes, wo die Russen ihre Bote über das Land schaffen mußten, war aber von den Petschenegen besetzt. Swätoslaw brachte hierauf den Winter zu Boloschere zu, wo er mit einer schrecklichen Hungersnoth kämpfte. Endlich konnte er der Gefangenschaft eines persischen Chans doch nicht mehr ausweichen. Dieser tödtete ihn, und machte sich aus seiner Hirnschale ein Trinkgefäß (972). Die Versuche der Russen, am schwarzen Meere sich festzusetzen, waren also wieder vereitelt.

Swä:

Swätoslaw hatte, ehe er den Zug gegen die Bulgaren antrat, jedem von seinen drey Söhnen ein besonderes Land angewiesen. Diese Theilung brachte bald Uneinigkeit hervor, die der jüngere Bladimir, von den Wäringern unterstützt, vortreflich benutzte, um ganz Rußland unter seine Herrschaft zu vereinigen. Auch machte er von den Kräften des vereinigten Rußlands einen so glücklichen Gebrauch, daß er die Gränzen seines Staates auf allen Seiten weiter hinausrückte. Er dachte aber nicht allein auf Eroberungen, sondern auch auf einen bessern Anbau seines Landes, und auf die Anlegung neuer Städte. Unter seiner Regierung wurde das Christenthum in Rußland erst befestigt. Da die Russen mit den Griechen, sowohl wegen der Gränzen, als wegen andrer Verhältnisse, in naher Verbindung standen, so konnte ihnen auch nicht leicht eine andere Cultur, als die griechische, zu Theil werden, so mußten sie nur von Constantinopel her das Christenthum bekommen. Swätoslaws Mutter, Olga, machte sich (940) in Constantinopel mit dem Christenthume

thume.

thume bekannt, und sie gab sich viele Mühe, ihren Sohn, und die vornehmsten Russen, zur Annehmung der Christusreligion zu bewegen. Noch hatte man aber für den griechischen Glauben nicht ganz entschieden; denn es kamen unter Otto dem Großen (959) russische Gesandten nach Deutschland, die sich von demselben einen Bischof ausbathen; die deutschen Versuche, das römische Christenthum unter den Russen einzuführen, gelangen aber nicht. Eine Prinzessin sollte auch hier, so wie in manchem andern europäischen Staate, sich das Verdienst erwerben, die christliche Religion herrschend zu machen. Diese Prinzessin, die Schwester der griechischen Kaiser Basilius II und Constantins IX, hieß Anne. Wladimir, der (988) die ansehnliche Handelsstadt Cherson auf der Halbinsel Krim erobert hatte, bedrohet die Hauptstadt Constantinopel mit ebendemselben Schicksale, wenn man ihm die Prinzessin Anne nicht zur Gemahlin geben würde. Diese fühlte aber keine große Neigung, einen Slawen, der sich ein kleines Serail hielt, und noch dazu einen Heyden, zu heyrathen. Sie war

war auch schon dem Kaiser Otto III zur Braut bestimmt. Da diese Verbindung aber, wegen des Todes des jungen Kaisers, nicht zur Vollziehung kam, und der russische Großfürst zur Annehmung des Christenthums sich verbindlich machte, so entschloß sich die Prinzessin Anne endlich, seine Gemahlin zu werden. Wladimir ließ sich vorher zu Cherson taufen, und so sehr er sich ehemals als einen eifrigen Verehrer der Nationalreligion bewiesen hatte, so thätig zeigte er sich jetzt, das Christenthum unter seinen Russen in Gang zu bringen. Wladimir hatte mehrere, wenn auch nicht gerade zwölf Söhne. Jeder bekam nun, der bisherigen Ordnung gemäß, sein eignes Land; alle aber sollten unter einem gemeinschaftlichen Großfürsten stehen. Daraus entstanden mancherley Händel unter den Brüdern, welche, nebst der getheilten Macht der Nation, die Russen verhinderten, die Gränzen ihres Reiches weiter auszudehnen. Indessen gelang es ihnen doch noch, in Verbindung mit den Griechen, die einst so furchtbaren Chazaren völlig zu unterdrücken, und die Petschenegen empfind-

pfünd-

pfündlich zu schwächen. Gene waren durch die Russen schon sehr ins Gedränge gebracht worden, als der Großfürst Jaroslaw I, sich (1016) mit den griechischen Kaisern vereinigte, um den Staat derselben völlig zu vernichten. Die Chazaren verlohren sich in der Folge unter den Russen; doch hat der östliche Theil der Krim, nebst der umliegenden Gegend, ihren Nahmen noch lange fortgeführt.

Für die Kaiser zu Constantinopel war es ein großes Glück, daß die russischen Großfürsten nicht mächtig genug waren, auf Eroberungen zu denken; denn die Staatsverwirrung, welche die östern Thron-Veränderungen veranlaßten, hätten von einem großen und kriegerischen Volke sehr gut benutzt werden können, dem oströmischen Kaiserthume ansehnliche Länder wegzunehmen. Der Kaiser Basilus II eroberte zwar, mit Hilfe des russischen Großfürsten Jaroslaws I, Bulgarien wieder; da er aber, um den Himmel für seine Unternehmung günstig zu machen, das sonderbare Gelübde gethan hatte, ein Mönch zu werden, so spielte er den Mönch auch auf dem Throne.

Throne. Sein Bruder Constantin IX lebte, zu seiner Schande, noch drey Jahre länger. Mit ihm endigte sich (1028) der Mannsstamm der macedonischen Kaiser. Seit dieser Zeit rissen Weiber, Verschnittene und Mönche die Regierung zu Constantinopel an sich, und die Thronveränderungen erfolgten eben deswegen sehr geschwinde auf einander. Constantin IX hatte drey Töchter hinterlassen. Die ältere war eine Nonne; die beyden jüngeren sollten jetzt einen Kaiser wählen. Zoe, die mittlere, las sich unter mehrern Thron-Candidaten den Patricius Romanus aus. Aber Romanus hatte bereits eine Gemahlin, die er zärtlich liebte, die er gegen die Zoe und den Thron nicht zu vertauschen wünschte. Doch Zoe bestand auf der Erfüllung ihres Verlangens so unbarmherzig, daß sie ihm bloß zwischen sich, und der Blendung oder Hinrichtung, die Wahl ließ. Seine zärtliche Gemahlin opferte sich für ihn auf, und gieng ins Kloster. Romanus III, Argyrus (der Reiche) wurde Kaiser. Nach sechs Jahren (1034) war aber die wollüstige Zoe seines

ver-

vertrauten Umgangs so überdrüssig, daß sie ihn durch ihren Liebhaber Michael, einen Paphlagonier, ermorden ließ. Michael IV, ein Mensch von gemeiner Herkunft, dem es an Geistesvorzügen, und selbst an Gesundheit (er hatte epileptische Anfälle) fehlte, bestieg an eben dem Tage den Thron. Da aber die Regungen seines Gewissens ihn ängstigten, so trat er die Regierung seinem Bruderssohne, Michael V Kalaphates (dem Sohne eines Kalfaterers) ab, und begab sich in ein Kloster. Dem Michael V stand es nicht an, daß Zoe in seinem Nahmen regierte. Er wollte sie daher in ein Kloster sperren. Allein Zoe hatte, als eine Nachkomme der macedonischen Kaiser, in Constantinopel einen so großen Anhang, daß sie mächtig genug war, ihm die Regierung und die Freyheit zu entreißen. Die sechzigjährige Zoe heyrathete nun (1042) den Constantin X Monomachus (Fechter). Als beyde (1054) gestorben waren, kam die Reihe an die Theodora, die jüngere Schwester der Zoe, sich einen Gemahl, und dem Staate einen Regenten, auszusuchen. Ihre Wahl fiel auf

Mi-



Michael V. Stratioticus (den Kriegerischen) einen alten General, welcher aber schon nach drey Jahren (1057) dem Isaak I, dem Komnener, weichen mußte. Des letztern Geschlecht stammte aus Italien her. Aus demselben war schon mancher verdiente Mann hervorgegangen. Zu denselben gehörten auch Isaak, und sein Bruder Johann, die zu Constantinopel in großem Ansehn standen. Auf den Isaak warfen die unzufriedenen Officiere und Hofleute, die den zu geizigen Kaiser Michael V stürzen wollten, ihre Augen, und Isaak entsprach dem Zutrauen, welches man in ihm gesetzt hatte, so gut, daß man ihn mit Freuden auf den Thron setzte. Nun fand er aber die Staatskasse ganz ausgeleert, und dennoch schien es ihm bedenklich, die Wiederanfüllung derselben durch neue Abgaben zu bewirken. Es war ihm hange, die Gunst des Volkes darüber zu verlieren. Daher faßte er den Entschluß (1059) in ein Kloster zu gehen. Sein Freund Constantin XI (Dukas), der ihm folgte, hinterließ (1067) eine Wittve, Eudocia, die, ob sie gleich den Wittwenstand angelobt hatte,

Galletti Weltg. 6r. Th.            I            ihre

ihre Hand und den Thron an den Romanus IV (Diogenes) vergab. Dieser brave Kaiser hatte das Unglück, in die Gefangenschaft der Türken zu gerathen, welche, durch die Ohnmacht der Chalifen begünstigt, auf dem Schauplatze der Weltgeschichte eine wichtige Rolle zu spielen anfiengen.

Die Araber hatten das Schicksal so mancher Welteroberer. Als Herren des Erdkreises dachten sie sich zum Kriegsstande zu vornehm. Sie nahmen daher immer mehr fremde Truppen in Sold, und eben diese waren es, die ihre Herrschaft endlich ganz vernichteten. Der eigentliche Verfall der arabischen Macht fängt sich aber erst nach dem Tode Ludwigs des Frommen an, und diejenigen, die zu demselben den Grund legten, waren Chalifen, die sich um die Wissenschaften und Künste sehr verdient machten. Freylich trug der Haß, den sich die Abbassiden durch ihre grausame Behandlung der Omäijaden zuzogen, trugen die Theilungen des Chalifats, zum Hinsinken der Macht desselben auch sehr viel bey. Von Abul Abbas, der Stammvater der Abbassiden, der

seinen Thron nicht allein durch Grausamkeit, sondern auch durch kluge Vertheilung der Statthalterschaften, besetzte, und die Würde eines Oberministers einfuhrte, starb schon nach drey Jahren (753) an den Blattern. Sein Bruder, Al Mansor, vergrößerte den Staat durch einige Eroberungen, die er in Armenien, Cappodocien und Cilicien machte. Eben derselbe baute die Stadt Bagdad, die als die Residenz der Chalifen so berühmt geworden ist. Al Modhi, sein Sohn, machte sich dem griechischen Kaiserthume noch so fürchtbar, daß ihm die Kaiserin Irene einen ansehnlichen jährlichen Tribut zugestehen mußte. Harun al Raschid, der an Karln den Großen (797) eine Gesandtschaft schickte, war ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften, denen schon Al Mansor seinen besondern Schutz verliehen hatte. Diese beyden Chalifen haben ihre Nation auf Wissenschaften und Künste zuerst recht aufmerksam gemacht. Noch mehr als beyde, that al Mamun, ein Feind der Schwärmerey und des Aberglaubens, ein leidschaftlicher Verehrer der Wissenschaften,

und derer, die sich mit ihnen beschäftigten. Aber eben diese um die Cultur ihrer Nation so verdienten Chalifen halfen den Verfall des arabischen Weltstaates vorbereiten. Dieser wurde (808) unter Haruns Söhnen in drey Reiche zerstückelt, die nie wieder zusammen kamen, und in Zeit von hundert Jahren bis auf das Gebieth von Bagdad zusammenschmolzen. Unter Haruns Söhnen, al Mamun und al Mamin, entstand gleich ein Bruderkrieg, der den Verlust von Kairwan (Cyrene) und Chorasán nach sich zog. Nogreb (das westliche Afrika) und Spanien war schon vorher verlohren gegangen.

An der Zerstückelung des mächtigen Chalifats waren aber hauptsächlich die Türken Ursache. Dieser tatarische, mit den Chazaren, Petschenegen, und andern dergleichen Völkern, verwandte Stamm, dessen Abkömmlinge noch jetzt auf der Ost- und Nordostseite des kaspischen Meeres herumziehen, machten sich zuerst in der Gegend zwischen dem altaischen Gebirge, und längs des Flusses Irtysh (im asiatischen Rußland) bekannt. Von hier streiften  
die

die Türken bis nach China und Persien, und die Oströmer suchten mit ihnen in Frieden zu leben. Da aber die Macht ihres Staates durch Theilungen geschwächt worden war, so wurde es den Arabern nicht sehr schwer, einen Theil ihres Landes zu besetzen, und die wohlgebildeten und kraftvollen Türken gefielen den Chalifen und ihren Generalen so wohl, daß sie bald große Schaaren türkischer Jünglinge mit wegführten, um vortrefliche Krieger aus ihnen zu bilden. Dieß geschah zuerst unter Motassem, Haruns 4tem Sohne (Ludwigs des Frommen Zeitgenossen). Die jungen Türken, die aus ihrem Vaterlande Nationalstolz und Entschlossenheit mitbrachten, lernten, durch arabische Cultur ausgebildet, ihren Werth bald so sehr fühlen, daß sie, als Leibwache der Chalifen, die Rolle der römischen Prätorianer spielten. Gleich nach Motassem verlor ein Chalife durch die türkische Garde sein Leben, und zwey andre gelangten durch dieselbe zum Chalifat. Die Türken wurden auch bald Statthalter von Provinzen, und mancher dieser Statthalter verwandelte sich in einen unab-

Hängigen Herrn. Hierzu trug die schlechte Staatsverwaltung der Chalifen das meiste bey. Sonst hatten die Chalifen ihre Einkünfte in den Provinzen, durch besondere Obereinnehmer, heben lassen. Jetzt war es aber gewöhnlich, die ganze Provinz an den Statthalter zu verpachten, und dieser bekam dadurch eine sehr günstige Gelegenheit, sich Vermögen und Ansehen zu verschaffen. Nun durfte es nur erst einer wagen, der Herrschaft des ohnmächtigen Chalifen sich zu entziehen, so wurde sein Beyspiel bald von mehreren seiner Amtsbrüder nachgeahmt. Die Oberminister, oder Großwesire, wanden zwar allmählig die Regierung den Chalifen ganz aus den Händen; aber sie waren keine fränkischen Majordome, die der Zerstörung des Staates mit glücklichem Erfolge hätten entgegen arbeiten können. Eben so wenig verhinderten sie die aus ihnen (933) entstandenen Emire al Dmrah (Ober-Emire), die den Chalifen zum Oberpfarrer von Bagdad machten. Nach mehreren Familien, welche diese hohe Würde bekleideten, gelangte endlich (1055) das Geschlecht der türkischen Seldschuken

schiken dazu. Indessen war das Chalifat völlig zertrümmert worden. Arabische, persische, türkische Statthalter hatten sich in unabhängige Herren verwandelt, die über Spanien, Unteritalien, Ost- und Westafrika, Aegypten, Syrien, Persien und Indien herrschten.

Das arabische Chalifat, welches jetzt allmählig wieder aufgelöst wurde, stand mit dem größten Theile des östlichen und südlichen Asiens, und vornehmlich mit China und Indien, in Verbindung. Von Indien gehörte ihm ein Theil als eine Provinz; China verhinderte die Araber, in Mittelasien ihre Herrschaft weiter auszubreiten. Den größten Theil von Vorderindien hatte der Chalife Walid, der Eroberer Spaniens, sich unterwürfig gemacht, und Mahmud Gasni, dessen Vorfahr Aly-tekün aus einem türkischen Sklaven bis zum Statthalter, bis zum Beherrscher von Gasna, an der indischen Gränze von Charasän, emporgestiegen war (1000), breitete die Gränzen dieses neuen Staates bis zum Ganges aus.

Die Araber hätten sich in der Bucharey, und vielleicht auch in China, ausgebreitet, wenn ihnen die Macht dieses großen Staates nicht zu furchtbar gewesen wäre \*). Auf die Kaiserfamilie der Tang folgte die Dynastie der Tang, die sich fast 300 Jahre lang (617 — 907) behauptete. Die Chineser, welche damahls die kleine Bucharey beherrschten, hatten auch auf die Staatshandel der großen Bucharey und Indiens einen nicht unbedeutenden Einfluß. Die Araber in Mawrennahr (einem Theile der Bucharey) mußten (um 715) die chinesische Oberherrschaft anerkennen. Die Araber reizten die Völker um Kaschmir am Ober-Judus, dem chinesischen Joche sich zu entziehen. Ihre Chalifen schickten (758) Gesandten nach China. Es wohnten arabische Kaufleute in der chinesischen Handelsstadt Quangton (Canton), die, nebst den daselbst befindlichen Persern, zahlreich genug waren, die Einwohner der gedachten Stadt plündern zu können. Die Kaiser aus der

Fa-

\*) Theil V, S. 163.



Familie Tang machten sich um China's Macht und Wohlstand verdient. Sie breiteten ihre Herrschaft westwärts bis nach Kaptshak (auf der Nordseite des kaspischen Meeres) aus. Sie beförderten die Wissenschaften. Der Kaiser Tai-tssong (626 — 649) stiftete eine hohe Schule, die auf 8000 Studenten zählte; er legte auch eine Kriegsakademie an. Hiuentssong (Pipins Zeitgenosse) bildete eine Hofschule. Eben derselbe theilte China in funfzehn Provinzen, und machte zuerst einen Verschnittenen zum Oberhofmeister. Zu der Zeit, wie Karl der Große seine Monarchie zu bilden anfieng, wurde in China zum Verfalle der Kaiserfamilie Tang der Grund gelegt. Davan war die große Gewalt der verschnittenen Oberhofmeister, welche die Kaiser von China, so wie die Majordome die Merowinger, behandelten, und dadurch zu mancherley Empörungen und Unruhen Gelegenheit gaben, Ursache. Die Ohnmacht des durch Partheyen geschwächten chinesischen Reiches benutzten fünf der ansehnlichsten Könige, das chinesische Joch abzuschütteln, benutzten 200000 Tataren zu

einem verheerenden Einfalle. Während der Zeit verwandelten sich 13 Provinzen in unabhängige Staaten, und die tatarischen Khitaner und Njudschen setzten sich im Norden und Nordwesten von China fest. Von hier ließen sie sich auch durch die neue Kaiserfamilie der Song, welche den chinesischen Staat (960) wieder zusammenbrachte, nicht vertreiben. Taitfu III, der Stammvater der Song, der von der Nation auf den Thron gerufen wurde, um welchen er sich als Feldherr verdient gemacht hatte, brachte es dahin, daß 10 kleine Könige sich ihm unterwarfen, daß die Verbindung mit den auswärtigen Mächten wieder hergestellt wurde. Die Chalifen schickten von neuen Gesandten nach China. Nicht lange hernach zählte man in der Hofbibliothek auf 80000 Bände, und der Ackerbau wurde mit solchem Eifer getrieben, daß man deder, die sich damit abgaben, gegen 22 Millionen rechnete.

So wie die Araber in Osten von den Chinesern an der fernern Ausbreitung ihrer Macht verhindert wurden, so setzten ihnen im Westen

Westen die deutschen Kaiser und die Normänner in Italien, und die westgothischen oder christlichen Könige in Spanien, einen starken immer höher steigenden Damm entgegen. Spanien befand sich unter der Herrschaft der Abbassiden, die Abdorhaman (755) gestiftet hatte, in einem glücklichen Zustande. Das Gewerbe war fast so blühend, als zur Zeit der Römer. Man bauete allerley Produkte des Orients, als Seide, Zuckerrohr, Safran, Baumwolle; man baute manches in größerer Menge, und vorzüglicherer Güte, als jetzt. Das Land war vortreflich angebaut und bevölkert. Man zählte in demselben 80 große, und 300 mittlere und kleine Städte. Die Chalifen von Spanien hatten jährlich über 12 Millionen Ducaten Einkünfte. Ihre Residenz Cordova erhob sich zu einer der größten und prächtigsten Städte der Welt, die gegen 100000 Häuser, 600 Moscheen, 900 öffentliche Bäder, und viele herrliche Palläste enthielt. Ausser den herrschenden Arabern, oder den Mauern, gab es Abkömmlinge der Westgothen, und anderer deutschen Bewohner Spaniens,

niens,

niens, gab es auch viele Juden. Die Nicht-Araber wurden von den eigentlichen Arabern gedrückt und despotisch behandelt. Sie mußten ihnen ein Zehntel, oder wohl gar ein Fünftel, ihrer Einkünfte geben. Sie durften keine Waffen führen; sie waren von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Dieß erzeugte Unzufriedene; es erzeugte Partheyen, die allmählig den Untergang der arabischen Herrschaft in Spanien nach sich zogen. Dieser wurde nicht weniger auch durch türkische, seldschonische, dalmatische und andre Soldtruppen, welche die gebornen Araber oder Mauren zur Vernachlässigung des Kriegswesens verleiteten, befördert. Nichts schwächte jedoch die Macht der Araber in Spanien empfindlicher, als die Zerstückelung in mehrere Staaten. Das spanische Chalifat hatte das Schicksal des Oberchalifats zu Bagdad. Neppige Weichlichkeit der Regenten munterte die übermächtige Militz auf, das Schicksal desselben von ihrer habfüchtigen Laune abhängig zu machen. Die daraus entstandene Verwirrung benutzten die Statthalter, sich in unabhängige Herren zu ver-

ver-

verwandeln. So bildeten sich die besondern Staaten von Saragossa, Cordova, Sevilla, Toledo, Jaen, Murcia, Balenzia, Denia, Almeria, Lissabon, Mallorca u. a. m., unter welchen Sevilla, Granada und Toledo die mächtigsten vorstellten. Das eigentliche spanische Chalifat hörte (um 1025) gar auf.

Die Verwirrung und Zersückerung des arabischen Staates in Spanien benutzten die Abkömmlinge der von den Arabern unterdrückten westgothischen Prinzen vortreflich, um den Arabern immer mehr Land abzugewinnen \*). Gleich nach Roderichs Tode (712) war der Prinz Theodemir, der sich durch frühere Siege über die Araber Ruhm erworben hatte, von den Westgothen zum Könige ausgerufen worden. Er schlug seine Residenz zu Orihuela in Murcia auf, und es unterwarfen sich ihm auch Sevilla, Merida, und andere Städte, mehr. Er und seine Nachfolger holten die Bestätigung ihrer Fürstenwürde vom Chalifen, und sie waren also der Oberherrschaft desselben unterworfen. Abdorhaman fand es aber nicht rathsam, dieses christliche Für-

\*) Theil V, S. 425.

Fürstenthum fortdauern zu lassen, und die Christen mußten ihm den Frieden sehr theuer abkaufen. Um den Bedrückungen der Araber auszuweichen, hatten sich viele Gothen in die nördlichen Gebirge Spaniens geflüchtet. Unter ihnen befand sich Delayo, ein Abkömmling der königlichen Familie, Roderichs Lanzenträger. Dieser wurde von den in die asturischen Gebirge geflüchteten Gothen zu ihrem Anführer gewählt. Als ein arabischer General gegen ihn anrückte, schloß er sich nebst tausend Mann in eine große Höhle auf einem steilen Felsen ein. Vergebens both ihm der Araber vortheilhafte Vergleichsbedingungen an; vergebens bestürmte er ihn in seiner Felsenfestung. Die fliehenden Araber, die ihren Anführer verlohren hatten, wurden auch noch durch einstürzende Berge geängstigt. Der glückliche Ausgang dieses Abentheuers vermehrte Delayo's Anhänger so gewaltig, daß seine Macht den Arabern einige Zeit lang ziemlich furchtbar war. Aber endlich wurden Delayo und seine Leute in ihre Gebirge so zusammengedrängt, daß es ihnen an Lebensmitteln fehlte,

und

1724. D. V. 1103. C

und daß sie vor Hunger sterben mußten. Die Araber bekümmerten sich jetzt nicht weiter um dieselben. Nachdem ein Theil des nördlichen Spaniens, zur Zeit Karls des Großen, unter die fränkische Herrschaft genommen war, so befanden sich die Nachkommen der ehemahligen Westgothen, oder die Christen in Spanien, wegen der Angriffe der Araber weniger in Gefahr. Gemehr die arabische Herrschaft in Spanien getheilt wurde, um so glücklicher konnten ihr die Christen Widerstand leisten, um so glücklicher konnten sie sich weiter ausbreiten. Schon Alfons, Pelayo's Enkel (st. 757) soll, auffer Asturien, Galizien, Portugal bis an den Duero, ein Stück von Castilien, und noch andere Landstriche besetzt haben. Von diesen Eroberungen gieng aber manches wieder verlohren, und man wagte es noch nicht, dem Abdorhaman einen jährlichen Tribut von hundert Jungfrauen abzuschlagen. Die Residenz des Königs war erst Oviedo, und hernach Leon. Es stifteten aber noch andre christliche Prinzen oder Statthalter kleine Staaten, die sie durch arabische Eroberungen

ver-

vergrößerten. So entstand (933) das Reich Castilien, vorher ein Theil von Leon, welches ein Statthalter, Ferdinand Gonzalez, in einen unabhängigen Staat verwandelte. Navarra war schon früher (seit 853) ein eignes Reich. Diese kleinen Staaten waren manchemal vereinigt, manchemal wieder getrennt, bis endlich Ferdinand I von Navarra nicht nur Leon und Castilien (1035) zusammen brachte, sondern ganz Estremadura, eroberte. Eben derselbe zwang die maurischen Beherrscher von Toledo, Saragossa und Sevilla, ihm Tribut zu entrichten. Das Verhältniß zwischen den Christen und Arabern war also nun umgekehrt. Mit seinem Tode (1064) hörte aber der ansehnliche Staat wieder auf, indem er unter Ferdinands Söhnen in drey kleine Reiche zerfiel, und erst nach zwey hundert Jahren gelang es diesen drey Reichen, sich durch Verter und Länder, die sie den Mauern abnahmen, einen größern Umfang zu gewinnen.



---

## A ch tes K apitel.

---

Gregor VII macht den Pabst zum Oberherrnder  
christlichen Welt. Dieß empfindet Frankreich  
und vornehmlich Kaiser Heinrich IV.

---

Während daß die Macht des arabischen Chalifats immer tiefer herunter sank, stieg in Europa das Ansehn, und der Einfluß des Oberhauptes der katholischen Christenheit, des Pabstes, immer höher. So sehr die sächsischen Kaiser ihre Rechte über den Pabst zu behaupten suchten, so wenig konnten sie es doch verhindern, daß seine weltliche Herrschaft immer mehr Festigkeit erlangte. Da er sich die Gewalt anmaßte, selbst die Oberhäupter der Nationen, die Monarchen, vermittelst des Kirchenbannes, im Gehorsame zu erhalten, so

Galletti Weltg. 6r Th.      II      be:

bekam er in jenen unaufgeklärten Zeiten, wo die Religion und ihre Diener eine so tiefe Ehrfurcht einflößten, das wirksamste Mittel, sich allmählig zum Oberherrn der Könige aufzuwerfen. Die Grundsätze, auf welche der Pabst dabey Rücksicht nahm, waren aus einer Sammlung erdichteter Briefe römischer Bischöfe der ersten drey Jahrhunderte, und verfälschter Concilienschlüsse, die man dem Isidorus, einem spanischen Bischöfe, des 7ten Jahrhunderts, zuschreibt, gestoffen. Die Päbste, und ihre Rathgeber, hatten schon manchen Versuch gemacht, diese Grundsätze in Ausübung zu bringen; aber ihre Versuche gelang ihnen nicht so gut als Gregor VII. Schon seine Vorgänger benutzten jede Gelegenheit, die sich ihnen darboth, ihre Gerichtsbarkeit über die Könige zu befestigen. Eine solche erwünschte Gelegenheit verschafften ihnen verschiedene europäische Könige, welche, ohne ihre Einwilligung, eine Ehescheidung vornahmen. Schon Lothar II, der Stifter des lotharingischen Reichs, wurde durch die Entscheidung seiner Eehändel, die sich der Pabst annahm, in

in eine große Verlegenheit versetzt \*), und jetzt kam Robert, der König von Frankreich, Hugo's des Großen Nachfolger, seiner mit einer entfernten Verwandten geschlossenen Eheverbindung wegen, gleichfalls in einen sehr lebhaften Streit mit dem Pabste. Der Pabst Innocenz III that ihn nicht nur selbst in den Bann, sondern belegte auch sein ganzes Reich mit dem Interdicte, oder dem Verbothe des öffentlichen Gottesdienstes. Dieß machte auf Roberts Hofbedienten einen so gewaltigen Eindruck, daß sie mit ihm, als einem verdammten Menschen, gar keine Gemeinschaft mehr haben wollten, und selbst diejenigen zwey Bedienten, deren Treue ihre Bedenklichkeiten so weit überstieg, daß sie sein Essen noch ferner besorgten, warfen doch alle Geschirre, in welchen ihm die Speisen aufgetragen wurden, ins Feuer, weil sie von einem aus der Christenheit ausgestoßenen Menschen berührt worden waren. Seine Hofleute sahen aber das Unrecht, welches der Pabst ihrem Könige zuzugute, welches der Pabst ihrem Könige zu-

H 2

fügte,

\*) Oben S. 155.

fügte, ziemlich bald ein, und der gute Robert gelangte bald wieder zu seinem vorigen Ansehen.

Kein europäischer Staat empfand den päpstlichen Stolz aber öfterer und nachdrücklicher, als der deutsche, dessen Oberhaupt, der eiteln römischen Kaiserwürde wegen, mit dem vermeynten Statthalter Christi in so enger Verbindung stand. Als mit Heinrich II (1024) der Mannsstamm der sächsischen Beherrscher Deutschlands ausgestorben war, so ergriffen die Edlen der Franken diese Gelegenheit, die deutsche Krone wieder einem aus ihrer Mitte zuzuwenden. Als sich nun (im Jul.) alle geistlichen und weltlichen Fürsten, mit ihrem bewaffneten Gefolge, in einem Lager zwischen Maynz und Worms versammelt hatten, um über die neue Wahl des Königs sich zu berathschlagen, so gab der Erzbischof von Maynz dem fränkischen Herzoge Konrad seine Stimme, und die übrigen Bischöfe pflichteten ihm ohne Bedenken bey. Die weltlichen Herren hatten aber, aus großer Ehrfurcht für die höhern Einsichten der Prälaten, gar nichts dagegen einzuwenden. Auch  
stamm:

stammte ja der neue König Konrad II aus dem sächsischen Geschlechte her, indem er eine Tochter Otto's I zur Großmutter hatte.

Konrad II verdiente das Zutrauen der deutschen Fürsten vollkommen. Seine Klugheit und Thätigkeit bewirkte, daß er sein Regentensehn sowohl in, als ausser Deutschland, mit aller Würde behauptete. Er hatte kaum zwey Jahre regiert, als er (1026) es schon dahin brachte, daß die deutschen Fürsten seinem ältesten Sohne Heinrich, der erst 9 Jahre alt war, die Krone zusicherten. Ueberhaupt arbeitete er an dem Plane, Deutschland in eine uneingeschränkte, für sein Haus erbliche Monarchie zu verwandeln. Daher suchte er die deutschen Herzogthümer allmählig an seine Familie zu bringen, weil er es sehr gut einsah, daß durch die mächtigen Herzoge die Gewalt des Königes immer mehr eingeschränkt wurde. Mit Schwaben und Bayern war es ihm auch gelungen, und die Herzogthümer Ober- und Niederlothringen hatte er mit Herren besetzt, auf deren Ergebenheit er sicher rechnen durfte. In Thüringen verschaffte er

(um 1039) seinem Vetter, dem Grafen Ludwig mit dem Barte, von dem die Landgrafen von Thüringen herkommen, ansehnliche Besitzungen. Er wollte, um den mächtigern Fürsten desto glücklicher Gesetze vorschreiben zu können, sich der Zuneigung der edlen Herren versichern. In dieser Absicht räumte er ihnen das Eigenthum aller Kriegslehne ein, die ihnen von ihm und seinen Vorfahren verliehen worden waren. So klug betrieb Konrad II die Ausführung seines Planes, uneingeschränkter König von Deutschland zu werden, und wären seine Nachfolger diesem Plane standhaft treu geblieben, so würde ihnen die Ausführung desselben am Ende gewiß gelungen seyn.

Konrad II vermehrte sein Ansehn durch einen großen Zuwachs an Ländern, welchen er dem deutschen Reiche verschaffte. Der letzte sächsische Kaiser, Heinrich II, hatte die Gisela, eine Schwester des burgundischen Königs Rudolfs III, zur Mutter gehabt. Da nun Rudolf vorausah, daß er den Mannstamm seines Hauses endigen würde, so schloß er mit seinem Neffen, Kaiser Heinrich II, einen Erb-

Erb-

( Erbvertrag. Das Erbrecht, welches dem Könige von Deutschland dadurch zu Theil geworden war, wollte nun Heinrichs Nachfolger Konrad, dessen Gemahlin Gisela, eine Tochter des Herzogs Rudolf von Schwaben, Rudolfs Schwefertochter war, nicht unbenuzt lassen. Allein Rudolf weigerte sich, den Erbvertrag zu erneuern. Dadurch ließ sich aber der entschlossene Konrad von der Behauptung seiner Rechte so wenig abhalten, daß er sogleich Basel besetzte, und seine Gemahlin vermittelte einen Vergleich, durch welchen, als Rudolf (1032) starb, sein ganzes Reich, nehmlich der westliche Theil von Helvetien, die Grafschaft Burgund (Franche Comté) das Gebieth von Lyon, Dauphiné, Provence und Savoyen, mit Deutschland in Verbindung kam. Ein gewisser Prinz Otto wollte zwar dem Konrad sein Recht streitig machen; er konnte aber demselben endlich nicht mehr Widerstand thun. Die damaligen Könige von Frankreich, Robert, und sein Sohn Heinrich, hatten zu wenig Macht, um diese für sie gar nicht gleichgültige Vergrößerung des deutschen Reichs zu verhindern.

Konrad II versäumte es auch nicht, seine Rechte auf die römische Kaiserwürde zu behaupten. Die italienischen Fürsten glaubten, nach Heinrichs II Tode, die Verbindung zwischen Italien und Deutschland ganz aufgehoben, und sie beschäftigten sich daher mit dem Gedanken, einen ausländischen, aber weniger mächtigen Fürsten, zum Könige von Italien zu wählen. Der Erzbischof von Mayland, das Oberhaupt der deutschen Parthey, lud aber den König Konrad zum Zuge nach Italien ein, und dieser empfing zu Mayland (1026) die lombardische, und zu Rom (1027) die kaiserliche Krone. Er hielt sich drey Jahre nach einander in Italien auf, um die Verbindung zwischen dem italienischen und dem deutschen Reiche völlig zu befestigen; er zog (1036) in dieser Absicht auch zum zweyten Male über die Alpen. Aber auch in Deutschland reisete Konrad noch im letzten Jahre seines Lebens umher, und auf dieser Reise ward er zu Utrecht (1039 Jun.) vom Tode überrascht.

Auf dem von ihm eingeschlagenen Wege wandelte sein Nachfolger Heinrich III, eben



so standhaft als glücklich fort. Mit männlicher Entschlossenheit, doch zuweilen auch mit allzugroßer Willkührlichkeit, behauptete er seine Oberherrn-Rechte sowohl in Deutschland, als in Italien, mit dem günstigsten Erfolge. Mit den Herzogthümern verfuhr er eigenmächtiger, als es bisher gewöhnlich gewesen war, und er behandelte sie fast ganz wie Statthalterschaften. In Franken, wo bis auf seinen Vater, seine Familie die herzogliche Würde bekleidet hatte, stellte er keinen andern Herzog an, und er behandelte sie also gleichsam als ein Eigenthum seines Hauses. Auch Kärnthen ließ er acht Jahre ohne einen Herzog. Den Herzog Konrad von Bayern entsetzte er seiner Würde, weil der Bischof von Regensburg sich über ihn beklagte. Nun bestimmte er das Herzogthum Bayern erst für seinen Sohn, der kaum ein Jahr alt war, und als dieser schon nach einigen Jahren starb, so machte er seine Gemahlin zur Besitzerin von Bayern. Die Herzogthümer Ober- und Niederlothringen nahm er den Söhnen des vorigen Herzogs, und vergab sie an ganz andre Herren.

Fast eben so eigenthümlich behandelte Heinrich III die Besetzung der Bissthümer, und des päpstlichen Stuhles. Mancher unwissende, und aller nöthigen Eigenschaften beraubte Mensch, hatte die Erhebung zum Bischofe oder Abte, blos seinen glücklich angebrachten Geschenken, oder andern günstigen Verhältnissen, zu danken. Die Römer mußten es mit Geduld ertragen, daß vier deutsche Bischöfe nach einander den päpstlichen Stuhl bestiegen. Diese Demüthigung hatten sie aber wegen ihrer Uneinigkeit verdient. Jede Parthey wollte einen von ihr gewählten Pabst aufrecht erhalten. Wenn nun ein solcher Pabst durch seine unmoralische Lebensart, und sein unkluges Benehmen, (ein gar nicht seltener Fall!) die Zahl seiner Feinde gar zu sehr vermehrte, so mußte er einem andern weichen, der vielleicht sehr bald eben dieses Schicksal hatte. Der Pabst Benedict IX hatte sich durch seine schändliche Aufführung so verhaßt gemacht, daß er endlich fortgejagt wurde. An seine Stelle kam Silvester III, der diejenigen, die ihm zur päpstlichen Würde verhalfen,

hafften, sehr gut bezahlen mußte. Bald wurde Benedicts Parthey aber wieder so mächtig, daß Silvester, der ihn nicht unterdrücken konnte, den Entschluß faßte, den päpstlichen Thron einem andern einzuräumen, der Gregor VI genennt wurde. Da aber jeder von diesen drey Päbsten seinen Anhang hatte, so glaubte auch jeder der Verwaltung der Würde eines Oberhauptes der Christenheit, sich fernhin unterziehen zu können. Jeder hatte seine besondere Hauptkirche. Nun kam aber (1046) Heinrich III nach Italien, und auf einer von ihm veranstalteten Kirchenversammlung wurden die beyden ersten Päbste abgesetzt, und der dritte zur freywilligen Abdankung bewogen. Heinrich ließ hierauf Clemens II, bisherigen Bischof von Bamberg, einen Sachsen, der vorher sein Caplan und Canonicus zu Halberstadt gewesen war, zum Pabst wählen, und sich und seine Gemahlin von ihm krönen. Die geistlichen und weltlichen Oberhäupter Roms machten sich damals eidlich verbindlich, daß künftig kein Pabst, ohne Einwilligung des Kaisers, gewählt

wählt

wählt werden sollte. Als Clemens II (1048) starb, wurde ein Bischof von Brixen Pabst, der aber schon nach 3 Wochen vom Tode überrascht wurde. Das römische Clima scheint den deutschen Pabsten überhaupt nicht sehr zuträglich gewesen zu seyn! — Nun bestieg der Bischof Bruno von Tull, ein Vetter des Kaisers, unter dem Nahmen Leo IX, den pabstlichen Stuhl, und als dieser (1054) auch sehr bald zu leben aufhörte, schickten die Oberhäupter Roms eine Gesandtschaft nach Deutschland, um sich von dem Kaiser einen andern deutschen Pabst ausbitten zu lassen. Dieser bestimmte hierzu den Bischof Gebhard von Eichstädt, der den Nahmen Victors II annahm. So nachdrücklich behauptete Heinrich III seine Rechte, die ihm die Kaiserwürde über die Pabstwahl gab; aber unter seinem Nachfolger wurde das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Pabst völlig umgekehrt!

Heinrich IV (geb. 1050 Nov.) war bey dem Tode seines Vaters (1056 Oct.) erst sechs Jahre alt. Da übernahm seine Mutter Agnes, nach dem Beyspiele der sächsischen Kaiserin:

serinnen, die vormundschaftliche Regierung, die sie ganz im Geiste ihres Gemahls fortführte. Sie besetzte die Herzogthümer ganz nach ihren Absichten; sie wollte auch ihren Einfluß auf die päpstliche Würde behaupten; aber ihr Versuch fiel unglücklich aus, weil das System der päpstlichen Regierung indessen sich gar sehr geändert hatte.

Heinrich III hatte bey der Besetzung der bischöflichen Stellen so vielen Eigennuß bewiesen, daß das Wohl der Kirche allerdings darunter litt. Man konnte also wohl die Nothwendigkeit fühlen, die Ernennung der Prälaten nur von solchen Männern abhängen zu lassen, welche die zu solchen Stellen erforderlichen Eigenschaften richtig beurtheilen könnten. Dieß ließ sich aber von Geistlichen, die sich in jenem Zeitalter ganz allein im Besitze wissenschaftlicher Kenntnisse befanden, eher als von weltlichen Herren erwarten, die sich gewöhnlich auf weiter nichts, als auf die Führung der Waffen, und auf Leibesübungen, verstanden. Freylich konnte der Kaiser, der einen Prälaten zu ernennen hatte, seine gelehr-

ten

ten Hofcaplane zu Rathe ziehen; aber eben diese verstanden sich auf den Hofton meistens zu gut, als daß sie den Absichten des Kaisers und seiner Günstlinge hätten entgegen arbeiten sollen. Die aus diesem Verhältnisse entstehenden Mißbräuche fielen nun dem Subdiaconus Hildebrand, der sich einige Zeitlang als Gesandter an Heinrichs III Hofe befand, ganz besonders auf.

Hildebrand, der, der gewöhnlichen Sage nach, der Sohn eines Grobschmidts zu Sloana, einer kleinen Stadt im Florentinischen seyn sollte, wahrscheinlich aber eine vornehmere Herkunft hatte, wurde, seiner vorzüglichen Geistesfähigkeiten wegen, dem geistlichen Stande gewidmet, und in der berühmten französischen Benedictiner-Abtey Clugny ausgebildet. Seine Kenntnisse, und vielleicht noch mehr seine Familienverhältnisse, verhalfen ihm bald zu einer Stelle von wichtigem Einflusse. Er befand sich als Subdiaconus bey einer Gesandtschaft, die (1054) nach Deutschland gieng. Hier erwarb er sich die Bekanntschaft und die Freundschaft verschiedener

dener angesehenen deutschen Prälaten, die er in der Folge sehr gut zu benutzen wußte. Hier bildete sich zuerst sein Entschluß, an der Befreyung der Geislichkeit von der weltlichen Gewalt, aus allen Kräften zu arbeiten. Die Umstände waren ihm zur Ausführung seines Planes sehr günstig. Victor II, der letzte von Heinrich III ernannte Pabst, starb sehr bald (1057), und die verwittwete Kaiserin verlor mit ihm einen eben so freundschaftlichen als klugen Rathgeber. Stephan IX, der Bruder eines Herzogs von Lothringen, der zu den Feinden der Kaiserin gehörte, bestieg nun, durch Hildebrands Parthey gehoben, den päpstlichen Stuhl, und gab, ob er gleich nicht lange lebte, doch manche Verordnungen, welche den Plan, die Geislichkeit von der weltlichen Gewalt zu befreyen, beförderten. So wurden die Mißbräuche bey der Besetzung der geistlichen Stellen, die man Simonie nannte, gerügt; so sollte kein Geistlicher künftig vor weltlichen Richtern erscheinen, oder an den weltlichen Herren Abgaben entrichten. Doch Stephan starb (1058) wäh-

rend

rend daß sich Hildebrand, als Gesandter des  
 selben, am Hofe der Kaiserin befand. Die  
 römischen Geistlichen und weltlichen Herren  
 wählten nun, ohne auf die Einwilligung der  
 Kaiserin Rücksicht zu nehmen, Benedict IX.  
 Da dieser aber dem Hildebrand, zur Aus-  
 führung seines Planes, nicht tauglich schien,  
 so bewirkte er die Vernichtung seiner Wahl,  
 und ließ dagegen Nicolaus II, der auch den  
 Beyfall der Agnes hatte, Oberhaupt der Chris-  
 tenheit werden. Der dankbare Nicolaus ver-  
 lieh dem Hildebrand die Würde eines Archt  
 (Ober):Diaconus, und folgte ihm als seinem  
 vornehmsten Rathgeber. Hildebrand leitete  
 seitdem schon, ohne Pabst zu seyn, das poli-  
 tische System des päpstlichen Stuhles ganz  
 nach seinen Absichten. Zur Erreichung dessel-  
 ben war es nun ganz besonders nöthig, die  
 Weltlichen von aller Theilnahme an der Wahl  
 des Kirchenoberhauptes auszuschließen. Es  
 wurde daher (1059) in einer Prälatenver-  
 sammlung zu Rom ausgemacht, daß, um Si-  
 monie zu verhindern, die Pabste (ehemahls  
 die Oberpfarrer der Stadt Rom), nicht mehr  
 von



von der ganzen römischen Geistlichkeit, und den Bevollmächtigten der Bürgerschaft, sondern bloß von einer bestimmten Anzahl der vornehmsten Pfarrer Roms, die man Cardinäle (Hauptpriester) nannte, gewählt werden sollten. Da dieser Beschluß mit den bisherigen Rechten des Kaisers stark im Widerspruche stand, so befanden sich diejenigen, die ihn abfaßten, in einer ziemlichen Verlegenheit, aus welcher sie sich aber auf eine schlaue Art herauszogen. Sie erklärten nehmlich, daß die dem Könige Heinrich gebührende Ehre und Achtung dadurch nicht gekränkt werden sollte, und sie erwarteten, daß dieser, kraft eines ihm und seinen Nachfolgern verliehenen Rechtes, um welches die letztern aber allemahl erst ansuchen müßten, seine Einwilligung dazu geben werde. Der Kaiser sollte also das Recht der Theilnahme an der Pabstwahl nicht mehr vermöge seiner Machtvollkommenheit ausüben dürfen. Um auch andre Geistlichen von der weltlichen Gewalt zu befreien, wurde ihnen ausdrücklich befohlen, unter keinen Bedingungen, aus den Händen der Weltlichen ein Kir-

Galletti Weltg. 6r. Th.                      E                      chens

chenamt anzunehmen. So legte Hildebrand, unter der Regierung des Pabstes Nicolaus II, den Grund zu dem Gebäude der geistlichen Welt Herrschaft, das er aufzuführen gedachte, und gleich bey der ersten Wahl eines neuen Pabstes zeigte sich, daß man den Kaiser von der Theilnahme an derselben gar ausschließen wollte. Alexander II, des Nicolaus Nachfolger, wurde (1061) ohne Vorwissen der Kaiserin Agnes gewählt. Nun ließ sie zwar, um die Rechte des weltlichen Reichsoberhauptes zu behaupten, in einer Prälatenversammlung zu Basel einen neuen Pabst, Honorius II, wählen; aber nun verabredete Hildebrand, mit seinen Freunden in Deutschland, die Entfernung der Kaiserin von der Regierung.

Der wichtigste unter Hildebrands deutschen Freunden war der Erzbischof Hanno von Cöln, ein eben so stolzer als habfüchtiger Prälat, der das Vertrauen, das ihm Heinrich III schenkte, vortrefflich benutzte, um Magdeburg, Halberstadt, und selbst Maynz, an Verwandte oder Freunde zu bringen. Hanno

hatte

hatte sich ein solches Ansehn gegeben, daß selbst Heinrich III, der die Geistlichkeit doch so gut in der Untergebenheit zu erhalten wußte, sich gefallen ließ, daß Hanno, ehe er ihn in der Beichte von seinen Sünden loszählte, ihn vorher mit Ruthen peitschte. Dieser Hanno unternahm es nun, den jungen König Heinrich, der mütterlichen Sorgfalt zu entziehen, und sie dadurch von der Verwaltung der vormundschaftlichen Regierung zu verdrängen. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens diente ihm das gar zu große Zutrauen, welches die Kaiserin in den Bischof Heinrich von Augsburg setzte, diente ihm die Beschuldigung, daß Agnes für den Bischof mehr als Freundschaft fühle. Genug, Hanno entwarf den Plan, den jungen König von seiner Mutter zu entfernen. Der Hof befand sich damals (1062) zu Kaiserswerth. Hanno läßt sein schönes Jagdschiff herbeibringen. Der junge Kaiser wird begierig, es in der Nähe zu besuchen. Kaum hat er es bestiegen, als die Schiffer, auf Hannos Wink, weiter fahren. Heinrich, der gleich Verdacht schöpft, springt

in den Rhein; aber einer von Hanno's Freunden zieht ihn wieder aus dem Wasser heraus. Man braucht nun alle möglichen süßen Worte, um den jungen Kaiser, wegen der Trennung von seiner Mutter, zu besänftigen. Man suchte ihn von der Nothwendigkeit dieser Trennung zu überzeugen. Die Kaiserin, welche die Gegenparthey zu mächtig sah, entfernte sich, und endigte ihr Leben in einem Kloster.

Hanno und seine Freunde befanden sich nun, seitdem sie den jungen Kaiser in ihrer Gewalt hatten, im Besitze der Regierung. Hanno's Freunde waren aber der Erzbischof Siegfried von Mainz, und der Herzog Otto von Bayern, ein ehemahliger Graf von Nordheim, welcher der Kaiserin Agnes die herzogliche Würde zu danken hatte. Diese nahmen in ihre Verbindung noch den Erzbischof Adelbert von Bremen auf, der zu den aufgewecktesten Prälaten Deutschlands gehörte, der, wie man ihn beschuldigte, die Absicht hatte, Patriarch des Nordens zu werden. Der schlaue Adelbert wußte die für ihn günstigen Umstände gut zu benutzen. Hanno reisete  
nach

nach Italien, und Siegfried nahm gar eine Wallfahrt nach Palästina vor. Indessen hatte Adelbert Zeit, sich des jungen Königes ganzes Vertrauen zu erwerben. Was brauchte er hierzu mehr, als den jugendlichen Wünschen und Neigungen desselben zu schmeicheln? Als Heinrich (1065) funfzehn Jahre alt war, wurde er, auf Adelberts Veranlassung, wehrhaft gemacht, und dadurch für regierungsfähig erklärt. Die Bürde der Regierungsgeschäfte aber übernahm Adelbert, welcher schon bisher einen sehr großen Einfluß auf dieselben gehabt hatte. Er, und ein gewisser Graf Werner, gleichfalls ein Liebling des jungen Kaisers, regierten im Nahmen desselben ganz eigenmächtig, und verschwendeten besonders Bischümer und Äbteyen, deren Güther man gleichsam als Domänen des Königes betrachtete, an ihre Freunde und Bekannte. Den Erzbischöfen von Mainz und Coln, und den Herzogen war auch manches Kirchengut zu Theil geworden. Diese schienen daher einige Zeitlang mit der damaligen Regierung ziemlich zufrieden. Da aber Adelbert seine

Landsleute, die sächsischen Herren, sehr kränkend behandelte; da es ihm nicht gelingen wollte, einen der vornehmsten derselben, den Herzog Otto von Bayern, welcher der Verschleuderung der Kirchengüter sehr lebhaft widersprach, für sein Interesse zu gewinnen; da der Haß der Sachsen gegen den jungen König so gewaltig wuchs, daß sie ihn, als er in ihrem Lande sich aufhielt, nicht weiter mit Lebensmitteln versorgen wollten, so benutzten Hanno und Siegfried die Unzufriedenheit eines großen Theiles der Nation, des übermüthigen Adalberts sich zu entledigen. In einer von ihnen veranstalteten Fürstenversammlung wurde dem jungen Könige geradezu erklärt, daß er entweder den Adalbert entfernen, oder die Regierung niederlegen sollte. Da Adalberts Parthey ihn nicht schützen konnte, so mußte er den Hof verlassen, und seine Landsleute haßten ihn so sehr, daß er kaum auf einem seiner Landgüter einen sichern Zufluchtsort fand. Hanno und Siegfried bemächtigten sich nun wieder der Regierung.

Der

Der junge, unbefonnene Heinrich, der, ohne alle Ueberlegung, blos seinen Gefühlen und Neigungen folgte, verwickelte sich allmählig in ein solches Labyrinth von Händeln, daß er sich aus denselben sein ganzes Leben hindurch nicht wieder herausfinden konnte. Sein eigenmächtiges, ungerechtes Verfahren machte ihn bey den deutschen Fürsten so verhaßt, daß sie sich seiner Herrschaft mit Gewalt zu entziehen suchten. Die bedrängte Lage, in die er dadurch versetzt wurde, benutzte Hildebrand, um die Macht des päpstlichen Stuhles auf Kosten des kaiserlichen Ansehens, auf den höchsten Gipfel zu treiben. Heinrich IV schien es absichtlich darauf angelegt zu haben, die Großen der deutschen Nation gegen sich zur Erbitterung zu reizen. Heinrich wünschte von seiner Gemahlin, der italienischen Prinzessin Bertha, geschieden zu werden. Um so lebhafter unterstützte er den Erzbischof Siegfried, der den thüringischen Herren, die den Abten, von Fulda und von Hersfeld bereits den Zehnten bewilligt hatten, die Entrichtung eines zweyten Zehnten antrug. Heinrich versprach

X 4

ihm,

ihm, sie dazu zu zwingen, und Siegfried machte ihm dagegen zur Scheidung von der Bertha Hoffnung. Aber beyde sahen sich in ihrer Erwartung getäuscht; Heinrich mußte, auf Befehl des päpstlichen Legaten, seine Bertha behalten, und Siegfried bekam von den Thüringern keinen Zehnten. Heinrich, der sie mit Gewalt dazu anhalten wollte, vermehrte dadurch nur die Unzufriedenheit über seine Regierung, die durch manche neue Ursache immer höher stieg. Heinrich setzte seinen Aufenthalt in Sachsen und Thüringen so lange fort, daß er den Bewohnern dieser Länder, die für seinen Unterhalt sorgen mußten, sehr zur Last fiel. Um ihre Unterwürfigkeit aber desto sicherer zu erzwingen, besetzte er viele Bergschlöffer, die er theils neu baute, theils ausbesserte. Die Besatzungen dieser Schlöffer durchstreiften aber die umliegenden Gegenden, um sich ihre Lebensmittel zusammen zu plündern. Vergebens wurden darüber laute Klagen geführt. Heinrich beleidigte aber nicht allein die geringern Bewohner Deutschlands, sondern auch die Vornehmern. Unter diesen

zeich-



zeichnete sich der Herzog Otto aus, der wegen seiner Rechtschaffenheit, und wegen seines Glückes (daß ihm das Herzogthum Bayern zu Theil geworden war), viele Feinde hatte. Diese wünschten sich schon lange eine Gelegenheit, ihn stürzen zu können. Sie erkauften endlich einen wegen seiner schändlichen Ausführung sehr berüchtigten Menschen, Namens Egeno, der niederträchtig genug war, ein falsches Zeugniß gegen den Otto abzugeben. Er beschuldigte denselben der Absicht, daß er den König Heinrich habe ermorden wollen. Otto durfte, wegen des schlechten Rufes seines Gegners, seine Unschuld nicht durch einen Zweikampf erweisen. Diesen Umstand benutzten seine Feinde, ihn (1070) durch ein sächsisches Fürstengericht zum Verluste der herzoglichen Würde, und des Lebens, verurtheilen zu lassen. Otto verlor sein Herzogthum, und mußte sich glücklich schätzen, daß er sein Leben behielt. Den Herzog Magnus von Sachsen, der dem bedrängten Otto Hülfe geleistet hatte, ließ Heinrich im Gefängnisse schmachten. Auch der Herzog Berthold von Kärnthén wurde sei-

nes Herzogthums unverschuldeter Weise ent-  
 setzt, und bald hätte Heinrichs eigener Schwa-  
 ger, der Herzog Rudolf von Schwaben, eben  
 dieses Schicksal gehabt. Heinrich hatte also  
 die vornehmsten deutschen Fürsten ungerecht  
 behandelt. Er hatte aber auch vielen sächsi-  
 schen Edlen ihre Güther weggenommen. Er  
 entfernte die rechtschaffnen Männer von seinem  
 Throne, und besetzte ihre Stellen mit nichts-  
 würdigen Leuten, die an seinen Ausschweifun-  
 gen einen lebhaften Antheil nahmen, die seine  
 wollüstigen Plane befördern halfen; er besetzte  
 sie mit den Verwandten und Günstlingen sei-  
 ner vielen Maitressen. Die Unzufriedenheit  
 über Heinrichs Lebensart und Verfahren wurde  
 immer gereizter, immer lauter. Die Sachsen  
 bestanden (1073) darauf, daß er ihren Her-  
 zog Magnus wieder frey geben sollte. Ver-  
 gebens boten sie ihm die vortheilhaftesten  
 Bedingungen an. Otto, der Bornehmste unter  
 den sächsischen Edlen, wollte sich für seinen  
 Freund Magnus mit seinem eignen Körper  
 verbürgen. Aber Heinrich blieb unerbittlich.

Jetzt (1073 Oct.) fasten Otto und seine Freunde, am Altare einer Kirche, den feyerlichen Entschluß, die Freyheit ihrer Nation mit bewaffneter Hand zu behaupten. Sie versammelten ihre braven Landsleute; auf 60000 derselben stellten sich in ihrer Rüstung ein, und alle diese wurden, durch die Vorstellungen ihres beleidigten Fürsten, mit Haß und Erbitterung gegen den König erfüllt. Einige ihrer vornehmsten Männer erschienen nun als Bevollmächtigte an Heinrichs Hofe zu Goslar, um von demselben die Abstellung aller ihrer Beschwerden zu verlangen, und im Weigerungsfalle mit Gewalt zu drohen. Heinrich gab ihnen, von seinen unbesonnenen Höfingen bewogen, eine abschlägliche Antwort. Die Sachsen rückten hierauf gegen ihn an, und nur listige Friedensvorschläge retteten ihn. Maguus erhielt sogleich seine Freyheit, und die Sachsen, mit welchen sich die Thüringer vereinigt hatten, zersiedrien nur ein Vergschloß nach dem andern.

Heinrich mußte (1074) der überlegenen Macht der Sachsen und Thüringer weichen; aber

aber sein Herz war nichts weniger als friedfertig gestimmt, und er dachte vielmehr darauf, wie er in den Rheinländern, wo er noch viele Freunde hatte, ein großes Heer zusammenbringen könnte, um die Sachsen und Thüringer zu demüthigen. Allein einer der vornehmsten Fürsten in Deutschland, der Erzbischof Siegfried von Maynz, dem er zu wenig Antheil an der Regierung gestattete, schlug sich auf die Seite seiner Feinde, und arbeitete in Verbindung mit denselben an dem Plane, den Heinrich abzusetzen. Sein Nachfolger sollte der Herzog Rudolf von Schwaben werden, und schon war von dem Erzbischof Siegfried die Wahlversammlung ausgeschrieben, als Heinrich, der sich geschwinde in die Rheingegenden begab, die Versammlung noch glücklich verhinderte. Er machte hierauf mit einiger Mannschafft, die er zusammengebracht hatte, einen Versuch, die Sachsen und Thüringer zu züchtigen; dieser lief aber so unglücklich ab, daß er sich vergleichen mußte.

Auch dieser Vergleich stimmte mit den Gesinnungen Heinrichs, und seiner Rathgeber, nicht

nicht recht überein. Besonders beehrte es den Heinrich, seine festen und schönen Burgen zerstören zu sehen; besonders kränkte ihn die Verwüstung der herrlichen nicht weit von Goslar liegenden Harzburg, auf welcher er so manches Vergnügen seiner Jugend genossen hatte! Die Sachsen behandelten die Harzburg aber auch mit auffallender Unbarmherzigkeit. Sie rissen nicht nur die Gebäude derselben völlig nieder; sondern sie opferien ihrer Wuth auch alle Heiligthümer, und allen Kirchenschmuck, und selbst die Begräbniße, auf. Die sächsischen Fürsten mißbilligten dieses Verfahren der Bauern so sehr, daß sie sich alle Mühe gaben, den König von ihrer Mißbilligung zu überzeugen. Aber Heinrich, dessen Unwillen seine Rathgeber, und vornehmlich die Geistlichen, noch stärker reizten, ließ die Sachsen als Kirchenschänder bey dem Pabst verklagen, und rüstete sich mit Macht, um an ihnen ein schreckliches Beyspiel der Züchtigung zu geben. Er sammelte ein großes Heer von Franken, Bayern und Schwaben, und er bekam von dem Herzoge von Böhmen

eine

eine so ansehnliche Kriegsmacht, daß diese schon allein zu seiner Unternehmung hinlänglich war. Die Sachsen und Thüringer, die jetzt auch keine gerechte Sache mehr zu haben schienen, wurden durch Heinrichs furchtbare Anstalten so muthlos gemacht, daß die meisten von der Verbindung abgiengen oder abgehen wollten, daß sie dem Könige die vortheilhaftesten Vergleichsvorschläge thaten, daß sie, um den Beystand des Heinrichs zu ersehen, Bußtage anstellten, in Bußkleider sich hüllten, und reichliche Almosen austheilten. Aber alles dieß vermochte sie gegen das hereinbrechende Gewitter nicht zu schützen.

Heinrich rückte (1075 Jun.) mit seinem großen Heere aus Franken nach Thüringen. Bey Langensalz an der Unstruth, konnten die sächsischen und thüringischen Herren, die sich vor ihm zurückgezogen hatten, ihm nicht mehr ausweichen. Sie fochten (7. Aug.) mit der standhaftesten Tapferkeit. Besonders zeichnete sich der Herzog Otto durch einen bewundernswürdigen Heldenmuth aus. Die Schlacht blieb lange unentschieden. Endlich wurden  
die

die braven Sachsen und Thüringer überwältigt. Aber auf 20000 Todte lagen auf dem Schlachtfelde! Die Sachsen und Thüringer waren zwar geschlagen, aber noch nicht ganz geschwächt. Indessen herrschte unter ihnen so wenig Einigkeit, daß sie die Fortsetzung dieses Krieges nicht wagen durften. Aber auch Heinrich hatte Ursachen, die ihn davon abhielten. Die Herzoge, die ihm Beystand geleistet hatten, zogen mit ihrer Mannschaft wieder nach Hause. Ein Versuch, von Böhmen in Sachsen einzudringen, war eben so unglücklich als unüberlegt. Durch diese Umstände wurden beyde Theile zum Frieden gestimmt. Die Sachsen und Thüringer versprachen, sich dem Könige persönlich zu unterwerfen. Dagegen bedungen sie sich Sicherheit für ihr Leben, für ihr Vermögen, und für ihre Freyheit, aus. Der feyerliche Auftritt der Unterwerfung fiel bey einem in Unterschwarzburg in Thüringen liegenden Dorfe, Namens Spira, vor. Heinrich saß auf den Throne. An die beyden Seiten desselben schloß sich sein Heer in langen Reihen an.

Durch

Durch diese Reihen giengen nun die Fürsten und Edlen, die sich vor dem Kaiser demüthigen sollten, die nun vor seinem Throne niederfallen, und um Gnade bitten mußten. Sie erwarteten, Heinrichs Versprechen gemäß, daß sie entweder gar nicht, oder nur auf wenige Tage, in Verhaft kommen würden; aber Heinrich übergab sie den Fürsten von seiner Parthey, die den einen in dieses, den andern in jenes Schloß, einsperrten. Die getäuschten Fürsten, die jetzt im Gefängnisse schmachten mußten, erfuhren noch überdieß das traurige Schicksal, ihrer Güther beraubt zu werden, damit Heinrich sich derselben, zur Belohnung seiner Anhänger und Getreuen, bedienen könnte. Er vermehrte auch die Zahl seiner Bergschlöffer. Alles dieses zeigte den sächsischen und thüringischen Herren die traurigsten Aussichten in die Zukunft. Von den Gefangenen wurde auch nur ein einziger, der Herzog Otto, in Freyheit gesetzt; doch mußte er seine Söhne als Geißeln ausliefern. Bald erschien aber der Zeitpunkt, der auch den übrigen im Gefängnisse befindlichen Fürsten ihre Freyheit wieder verschaffte.

Hilf



Hildebrand, der seit Alexander II Tode (1073 April) endlich selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, arbeitete jetzt mit warmen Eifer an der Ausführung seines großen Planes, den Papst zum Beherrscher der Welt zu machen. Unter den vorigen Päbsten, die ganz von seiner Leitung abhiengen, die er, wie ein gegen ihn besonders feindselig gesinnter Geschichtschreiber versichert, sobald sie für seine Absichten nicht mehr paßten, aus der Welt schaffte, hatte er seinen Plan schon mit aller Klugheit eingeleitet. Seine Herrschaft war, noch ehe er Papst wurde, so fest gegründet, daß man ihn den Herrn des Papstes nannte. Hildebrand besaß auch alle zur Erreichung seiner Absichten erforderliche Eigenschaften, unter welchen sich sein Feuereifer, und seine unerbittliche Strenge, besonders auszeichnete. Die Ausführung seines Planes kündigte sich gleich bey seiner Uebernahme der päpstlichen Würde an. Es wurde bey seiner Wahl auf die Theilnahme des Kaisers gar nicht geachtet. Selbst Bischöfe riethen dem Kaiser, sie nicht zu bestätigen. Aber der schlaue Hildebrand,

Galletti Weltg. 6r Th.                    D                    der

der sich als Pabst Gregor VII nemnte, wußte sich so gut zu entschuldigen, daß der kaiserliche Hof weiter keine Einwendungen machte.

Gregor VII hatte den päpstlichen Stuhl kaum bestiegen, als er die Ausführung seines großen Entwurfes mit aller Sorgfalt betrieb. Dieser Entwurf gründete sich auf die Behauptung, daß dem Pabste, als dem Statthalter Christi, die Herrschaft über die ganze Welt zukäme, und daß folglich alle Monarchen ihm gehorchen, und alle Staaten ihm Tribut entrichten müßten. Dieser Behauptung zufolge durfte die Kirche nicht mehr unter der Gewalt des Kaisers stehen; vielmehr hieng die Vergeltung des Kaiserthumes von dem Besizer des heiligen Stuhles ab, welcher gleichsam göttliche Rechte ausübte. Die weltlichen Regenten sollten sich um die Besetzung geistlicher Stellen gar nicht mehr bekümmern. Sie sollten der Beleihung der Bischöfe mit dem Ringe und Stabe, oder der Investitur, entsagen; sie sollten in Ansehung der geistlichen Güther und Einkünfte sich gar keine Rechte anmaßen. Um aber die Geistlichen von der

Verbindung mit den Weltlichen noch mehr zu entfernen, sollten sie die Erlaubniß, zu hey-rathen, künftig nicht mehr haben, sondern vielmehr gezwungen seyn, sich dem ehelosen Stande zu widmen, damit sie, von allem Familieninteresse unabhängig, ihre ganze Thätigkeit der Beförderung der päpstlichen Macht aufopfern könnten. Diesen Grund führte man freylich nicht öffentlich an, sondern man erklärte den ehelosen Stand für eine Frömmigkeitspflicht der Geislichen. Gregor war von der Richtigkeit dieser Grundsätze so innig überzeugt, daß er bey der Befolgung derselben die gerechteste Sache zu haben glaubte. Schon hatte er es verschiedental europäischen Monarchen zugemuthet, den Stiftern ihre uneingeschränkte Wahlfreyheit zu lassen; schon hatte er es gewagt, die Minister Heinrichs IV., die sich der Simonie schuldig gemacht hatten, in den Bann zu thun. Aber sowohl Heinrich, als andre Fürsten, wollten ihrer Theilnahme an der Besetzung der geistlichen Stellen noch immer nicht entsagen. Gregor hielt es daher für nöthig, seinen Grundsätzen durch eine

Kirchenversammlung, die er (1074) zu Rom veranstaltete, ein feyerlicheres Ansehn zu geben, und sie hierauf, als Beschlüsse derselben, zur strengen Beobachtung bekannt zu machen. Die Geistlichen waren aber mit diesen Grundsätzen und Geböthen eben so unzufrieden, als die Fürsten. Es schien ihnen höchst grausam, daß sie sich von ihren zärtlichst geliebten Gattinnen trennen, daß sie ihr blühendes Alter, ohne die trauliche Verbindung mit einem Weibe, durchleben sollten. Sie widersprachen der Einführung des ehelosen Standes mit der gereiztesten Lebhaftigkeit; aber sie widersprachen vergeblich. Am Ende mußten sie doch nachgeben. Eben das Schicksal traf die Narayen.

Diese achteten auf das Verbot der Investitur anfangs gar nicht; am wenigsten aber Heinrich IV, ob er gleich dem Pabste zu seiner Nachgiebigkeit schon Hoffnung gemacht hatte. Sein Sieg über die widerspenstigen Fürsten der Sachsen und Thüringer hatte ihn und seine Rathgeber aber mit so viel stolzem Vertrauen erfüllt, daß er seine Kaiserrechte über

über den Pabst und die Geistlichen standhaft zu behaupten beschloß. Jetzt erschienen aber (1076) päpstliche Legaten an Heinrichs Hofe zu Goslar, und überreichten ihm eine Vorladung des Pabstes, sich innerhalb einer bestimmten Frist vor eine Synode zu Rom zu stellen, um wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt würde, Rechenschaft zu geben, und, im Falle, daß er dieser Vorladung keine Folge leisten würde, im voraus versichert zu seyn, daß er, durch einen apostolischen Bannsuch, sogleich von der Gemeinschaft mit der christlichen Kirche würde ausgeschlossen werden. Heinrich und seine Minister fanden diese Vorladung so unerhört, so höchst unverschämt, daß sie eine Zusammenkunft der dem Kaiser noch ergebenen Prälaten zu Worms veranstalteten, und den Gregor der fernern Verwaltung der päpstlichen Würde für unfähig erklären ließen. Diesen Beschluß schickte nun Heinrich an den Pabst, der vielleicht schon seine eigene Ankunft erwartete. Mit entschlossenem Eifer sprach nun Gregor das Urtheil seines Bannes und seiner Absetzung aus, und dieses Urtheil be-

wirkte mehr, als der Kaiser und seine Rathgeber befürchtet hatten.

Heinrichs Feinde in Deutschland, an deren Spitze der Herzog Rudolf von Schwaben stand, hatten sich um eben diese Zeit vereinigt, um ihn von der Regierung zu entfernen. Sie setzten zuerst die gefangnen sächsischen Fürsten, die sich in ihrer Gewalt befanden, in Freyheit. Heinrich, der ihren Planen entgegen arbeiten wollte, versammelte zweymahl die Fürsten von seiner Parthey; es stellten sich aber jedesmahl nur wenige derselben ein. Aber auch diese wenigen beredete der Erzbischof Uto von Trier, der eben von Rom zurück kam, alle fernere Verbindung mit dem gehannten Kaiser aufzugeben. Heinrich ließ sich durch seine unbesonnenen Rathgeber auch noch verleiten, die Fürsten, die sich von ihm trennen wollten, seine Erbitterung fühlen zu lassen. Dadurch bestärkte er sie in ihrem Entschlusse, und als er hernach, die traurigen Folgen seiner Unvorsichtigkeit fühlend, sich wieder um ihre Freundschaft bewarb, da war es zu spät, und da erlebte er das Mißvergnügen, an seiner

Absetzung ganz ernstlich arbeiten zu sehen. Seine Feinde veranstalteten deswegen die Zusammenkunft zu Tribur. In dieser erschienen auch zwey Abgesandten des Pabstes, die sehr viel dazu beytrugen, die feindseligsten Gesinnungen der Versammlung gegen den Kaiser noch zu verstärken. Sie erklärten ihr die gerechten Ursachen, die der Pabst gehabt hätte, den Kaiser in den Bann zu thun, und daß er zu einer neuen Königswahl seine apostolische Einwilligung und Genehmigung gebe. Sie schädeten dem Heinrich aber hauptsächlich dadurch, daß sie mit keinem Prälaten, der mit demselben seit dem über ihn ausgesprochenen Banne, in einiger Verbindung gestanden hatte, durchaus eher Umgang haben wollten, als bis er von seiner Theilnahme an diesem Banne feyerlich losgesprochen wäre. Um den versammelten Fürsten aber die Entschliesung, den Kaiser abzusetzen, noch mehr zu erleichtern, entwarfen sie ein schreckliches Gemälde von seiner despotischen Regierung und von seinem Privatleben, beschuldigten sie ihn aller möglichen Verbrechen, die er zum Theil nicht be-

gangen, oder wenigstens nicht so hoch getrieben hatte. Heinrich, der sich mit seinen wenigen Anhängern bey Oppenheim befand, fühlte seine traurige Lage so innig, daß er alles versuchte, um die Häupter der Gegenparthey umzustimmen. Er versprach ihnen, alle die Fehler, die man an ihm gerügt hatte, zu verbessern; er machte sich sogar verbindlich, ihnen die Regierung völlig abzutreten, und sich blos mit dem Königstitel zu begnügen; er wollte zur Sicherheit seines Versprechens alle Geißeln liefern, die sie von ihm verlangen würden. Allein die Fürsten trauten, durch die Erfahrung gewarnt, seinen Versprechungen so wenig, daß sie sich durchaus auf nichts einlassen wollten. Endlich glaubten sie ihm noch einen großen Beweis ihrer Freundschaft zu geben, daß sie die Entscheidung der Sache dem Pabste überlassen, und ihn deswegen bitten wollten, sich nach Deutschland zu begeben. Dabey machte man es aber dem Könige zur ausdrücklichen Bedingung, daß er sich vorher von dem Kirchenbanne befreyen müsse; würde er (sagte man) dieses nicht in Zeit von einem  
Jahre



Jahre thun, so gerieth er in die Gefahr, die Regierungsfähigkeit ganz zu verlieren. Um seinen Gehorsam gegen den Pabst zu beweisen, sollte er alle diejenigen, die mit ihm zugleich in den Bann gethan worden wären, von seiner Gesellschaft und seinem Umgange entfernen, sollte er sein Heer auseinander gehen lassen, und zu Speyer blos in Gesellschaft solcher Personen, welche der Bannfluch nicht getroffen hätte, als ein Privatmann leben. Heinrich war froh, daß ihm die Erfüllung dieser harten Bedingungen die Hoffnung sicherte, die Regierung noch ferner zu behalten.

Heinrich hatte aber jetzt keine wichtigere Angelegenheit, als von dem Banne sich bald zu befreuen. Es war bedenklich, die Ankunft des Pabstes in Deutschland, dem Hauptsitze seiner Feinde, abzuwarten. Heinrich reisete ihm daher nach Italien entgegen. Seine Gemahlin und sein kleiner Sohn begleiteten ihn. Sonst folgte ihm auch nur ein einziger freyer, und noch dazu weder sehr vornehmer, noch sehr reicher, Mann. Seine Casse war

so erschöpft, daß sie zu dem Aufwande einer so langen Reise gar nicht hinreichte, und es kostete viele, oft vergebliche Mühe, von denen, die Heinrich sonst mit Wohlthaten überhäuft hatte, in seiner dringenden Noth Geldbeyträge zu bekommen. Heinrich reisete im Winter (um die Weihnachtszeit 1076), und der Winter war sehr strenge. Der Weg, der ihn über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge führte, war mit großer Lebensgefahr verbunden, und dennoch durfte er die Reise nicht aufschieben. Heinrich und seine Begleiter mußten bald auf Händen und Füßen kriechen, bald einen hohen Berg hinabglitschen. Die Königin, und ihre Kammerfrauen wurden auf Ochsenhäuten hinuntergezogen.

Als Heinrich in Italien angelangt war, versammelten sich von allen Seiten geistliche und weltliche Herren um ihn her, die von ihm die Wiederherstellung der so sehr unterbrochenen Ruhe und Sicherheit ihres Vaterlandes erwarteten; die sich darauf freuten, daß er, wie man sagte, den Pabst abzusetzen gedächte. Aber Heinrich hatte nicht Muth genug,

genug, die von ihnen angebothene Unterstützung zu benutzen; auch hatte ihn die Geschichte seiner Vorgänger gelehrt, daß man den italienischen Herren nicht trauen durfte. Er näherte sich daher dem Pabste, um den Zweck seiner Reise zu erfüllen. Gregor, der schon im Begriffe gewesen war, nach Deutschland zu gehen, um den Kaiser zu vorzukommen, begab sich, als er dessen Ankunft in Italien erfuhr, nach dem Schlosse Canossa, wo er dasjenige, was Heinrich thun würde, abwarten wollte. In seiner Gesellschaft befand sich Mathilde, die Erbtochter des Markgrafen Bonifacius von Toscana, und die Wittve des Herzogs Gozelo des Buckligen von Lothringen. Da sie ihrem Gemahle nicht nach Lothringen folgen wollte, und immer in Italien blieb, so hatte sie schon bey dem Leben desselben, der sie etwa nur alle drey oder vier Jahre einmal besuchte, gleichsam eine Wittve vorgestellt. Nach dem Tode ihres Gemahls (1076) war sie eine unzertrennliche Gefährtin des Pabstes Gregors, und der Unterstützung desselben widmete sie die Einkünfte von ihren großen Besitzungen, die sich nicht allein

allein

allein in Toscana, sondern auch in Mantua, Modena, Reggio und Ferrara, ausbreiteten. Die Freundschaft, die sie für ihn hegte, scheint sich aber nicht blos auf die Bewunderung seiner erhabenen Geisteseseigenschaften gegründet zu haben. Vielmehr behaupteten Gregors Feinde, und vornehmlich die über das Geboth des ehe- losen Standes höchst mißvergnügten Geistlichen, daß der Pabst mit der Mathilde in einem gar zu vertraulichen Umgange lebe, daß er an ihren frommen Umarmungen gar zu viel Vergnügen fände. An diese Mathilde wendete sich nun Heinrich, um durch ihre Vermittelung bey dem heiligen Vater es so einzuleiten, daß er den Bann wieder aufheben, und den Beschuldigungen der gegen den Kaiser feindlich gesinnten Fürsten kein Gehör geben möchte. Allein Gregor, der es sehr gut einfah, daß er in Italien weniger Ansehn als in Deutschland hatte, erklärte es für un- schießlich und für ungerecht, diesen Proceß, ohne Zuziehung der Kläger, zu untersuchen, und war der Meynung, daß Heinrich, wenn er auf seine gerechte Sache doch so viel Zus-  
trauen

trauen hätte, die Entscheidung derselben zu Nugsburg abwarten könne. Mit vieler Mühe brachte es Heinrich endlich dahin, daß Gregor ihm die Gnade erwies, ihn noch in Italien vom Banne loszusprechen. Aber welchen Demüthigungen mußte sich der Kaiser, der vornehmste Monarch der Christenheit, unterwerfen! Alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und nüchtern, stand Heinrich vom Morgen bis zum Abend, in der Mitte des Winters, drey Tage hinter einander, im ersten Vorhofe des Schlosses zu Canossa, und flehete in den demüthigsten Ausdrücken, daß ihm der Pabst, der die Freude, den Kaiser erniedrigt zu sehen, nicht so bald entbehren wollte, Vergebung seiner Sünden angedeihen lassen möchte! Er flehete so lange vergebens, bis einige Vertraute des Pabstes demselben endlich vorstellten, daß sein apostolischer Ernst in tyrannische Grausamkeit übergehe. Nun ließ er ihn endlich vor sich, und erst nach langem Wortwechsel vereinigten sich Heinrich und Gregor über die harten Bedingungen, unter welchen jener seine Absolution erhalten sollte.

Der

Der Pabst bestand unter andern darauf, daß Heinrich vor einer Reichsversammlung in Deutschland erscheinen, und seine Sache der Entscheidung des Pabstes überlassen, daß er bis dahin alle Zeichen der königlichen Würde ablegen, und von den Einkünften derselben nur so viel brauchen sollte, als zu seinem nothdürftigen Unterhalte erforderlich wäre; er sollte sodenn seine bisherigen Rathgeber, vornehmlich den Bischof Ulrich von Bamberg, und den Ulrich von Cosheim, entfernen; er sollte sich verbindlich machen, auf den Fall, wenn er wieder zur Regierung gelangen würde, dem römischen Pabste in allen Dingen unterwürfig und gehorsam zu seyn, ihm nach allen seinen Kräften beizustehen, und jeden mit den Kirchengesetzen im Widerspruche stehenden Mißbrauch abzuschaffen. Diese Bedingungen versprach Heinrich zu erfüllen. Gregor traute jedoch seinem feyerlichen Versprechen so wenig, daß noch verschiedene Prälaten sich zum Theil eidlich für ihn verbürgen mußten. Nun erfolgte endlich die Losprechung vom Banne, welcher Gregor alle feyerlich-

lichkeit zu geben suchte. Nach der Messe rief Gregor den Heinrich nebst den Anwesenden, die in großer Anzahl versammelt waren, zum Altare, und betheuerte, während er die geweihte Hostie berührte, daß er, in Ansehung aller der Verbrechen, die ihm Heinrich und seine Anhänger vorgeworfen hätten, so unschuldig sey, daß er, im Falle des Gegentheiles, auf der Stelle eines plötzlichen Todes sterben wollte. Nachdem er nun hierauf dem Heinrich auch alle seine Verbrechen vorgehalten hatte, so muthete er ihm zu, seine Unschuld gleichfalls durch das Anrühren der geweihten Hostie darzuthun. Heinrich, der kein gutes Gewissen hatte, erschreck über den Antrag, sich diesem Gottesurtheile zu unterwerfen, so gewaltig, daß er sich entfernte, um sich mit seinen Vertrauten über die Art, wie er dieser gefährlichen Probe ausweichen könnte, zu berathschlagen. Endlich wagte er es, dem Pabst vorzustellen, daß die Fürsten, die ihn verklagt hätten, nicht gegenwärtig wären, und daß sie also einen Beweis, den sie nicht gesehen hätten, doch nicht würden gelten lassen;

lassen ;

lassen; daß ihn der Pabst also bis zur Versammlung in Deutschland verschieben möchte. Gregor bewilligte dem Heinrich seine Bitte, und beyde schieden nun in scheinbarer Freundschaft von einander.

Die Art, wie Gregor den Kaiser behandelt hatte, ließ in diesem die bittersten Empfindungen der innigsten Kränkung zurück. Er hatte sich dem demüthigenden Austritte nur aus Zwang unterworfen, und um so größer war die Überwindung, die er ihm kostete. Seine Kränkung aber vermehrte noch die Verachtung, die ihm die italienischen Fürsten bewiesen; diese Fürsten, die es empfindlich ärgerte, daß Gregor, der in ihren Augen so wenig Menschenwerth hatte, eine so stolze Behandlung des weltlichen Oberhauptes der katholischen Christenheit sich erlaubte. Sie drangen mit ihren Vorstellungen und Ermahnungen so tief in den Kaiser, bis er sich endlich entschloß, seinen Zorn den Pabst fühlen zu lassen. Nun strömten ihm von allen Seiten italienische Krieger zu, und Gregor sah sich in Canossa so eingeschlossen, daß er die

Reise



Reise nach Deutschland aufgeben mußte. Die Reichsversammlung zu Augsburg, die Heinrichs Proceß entscheiden sollte, wurde nun nicht gehalten. Doch die Parthey des Pabstes war in Deutschland noch immer so groß, daß sie, durch zwey Legaten desselben geleitet, zu Forchheim eine andre Versammlung veranstalten, und an Heinrichs Absetzung mit glücklichem Erfolge arbeiten konnte. Rudolf von Schwaben hatte nunmehr die Freude, seine Hoffnung zur deutschen Krone erfüllt zu sehen. Die Abgeordneten des Pabstes versäumten es nicht, bey seiner Wahl, die sich so sehr in ihrer Gewalt befand, eine Art von Capitulation festzusetzen, die so ganz nach den Absichten des Pabstes eingerichtet war. Dieser zu Folge sollte die Vesezung einer Prälatur fernerhin nicht mehr vom Eigennuße, oder von Freundschaft, abhängen, sondern auf freye Wahl ankommen; eben so sollte die Königswürde kein erbliches Eigenthum einer Familie seyn, sondern durch die Wahl der Nation verliehen werden, und der Sohn des gewesenen Königes also kein Recht haben, dessen Nachfolger

Galletti Weltg. 6r. Th.                    3                    zu

zu werden. Diese Punkte, welche die Versammlung zu Forchheim bewilligte, waren aber nicht für alle Fürsten Deutschlands verbindend, da ein großer Theil ihre Ergebenheit für den Kaiser Heinrich noch immer fortsetzte; da die Bewohner der Rheinländer und Lothringens, ingleichen Kärnthens und Böhmens, vornehmlich aber die Bürger der Handelsstädte, für den Kaiser ein Heer zusammenbrachten. Heinrich hatte jetzt wieder so viel Ansehn im deutschen Reiche, daß er seinem Gegner, dem Könige Rudolph, die Würde eines Herzogs von Schwaben absprechen, und sie einem andern vornehmen Schwaben, dem edlen Herrn Friedrich von Staufen, verleihen konnte.

Heinrich befand sich jedoch noch immer in einer ungewissen Lage. Der Herzog Otto, der die Mannschafft der Gegenparthey anführte, erfocht über ihn einen Sieg nach dem andern. Erst schlug er ihn (1078 August) bey Melrichstadt in Franken; doch wurde auf der Flucht der Erzbischof von Magdeburg, einer von Heinrichs vornehmsten Feinden, von den Bauern erschlagen. Underthalf Jahre her-

nach

nach (1080 Jan.) verlor Heinrich bey Gladenheim schon wieder eine Schlacht. Diese hatte für ihn die unangenehme Folge, daß Gregor, der bisher, aller Vorstellungen und Aufforderungen der sächsischen Prälaten ungeachtet, für den König Rudolph sich nicht öffentlich erklärt hatte, alle seine strengen Verordnungen, so wie den Bann gegen den Kaiser, wiederholte, und es laut werden ließ, daß er sich mit Heinrich nie wieder ausöhnen würde. Ja, er bewies bey dieser Gelegenheit die Dreistigkeit, die Verleihung der deutschen Krone sich anzumassen, und dem Rudolph eine Krone zu überschieken, welche die sehr bedeutungsvolle Inschrift hatte: „Christus hat dem Petrus den Felsen (die Kirche), und Petrus dem Rudolph die Krone übergeben \*)“. Heinrich faßte jedoch, von dem ihm ergebenen Bischöfen aufgemuntert, den Entschluß, sein kaiserliches Ansehn durch die Absetzung des übermüthigen Gregors aufrecht zu erhalten. Die

3 2 fer

\*) Petra dedit Petro; Petrus diadema Rudolpho.

ser Entschluß wurde in einer Prälaten - Ver-  
 sammlung zu Brixen zur Ausführung gebracht.  
 Man wählte den Erzbischof Guibert von Ra-  
 venna, den Gregor als einen Anhänger Hein-  
 richs in Vann gethan hatte, zu seinem Nach-  
 folger. Clemens III, so hieß der neue Pabst,  
 genoß jedoch das Vergnügen, als das geistli-  
 che Oberhaupt der Christenheit in Rom einzu-  
 ziehen, nicht eher, als bis Heinrich, der nach  
 jeder Niederlage furchtbarer schien, mit seinen  
 Feinden in Deutschland sich noch tapfer herum-  
 geschlagen, und den Tod seines Gegners Ru-  
 dolfs erlebt hatte. Rudolf wurde in einer an  
 der Elster (1080 Oct.) gelieferten blutigen  
 Schlacht ein Opfer seiner ausgezeichneten Tap-  
 ferkeit. Er bekam einen Stich in den Unter-  
 leib; auch wurde ihm die rechte Hand abge-  
 hauen. An eben dem Tage siegte Heinrichs  
 Parthey in Italien über das Kriegsvolk des  
 Pabstes und der Mathilde. Fast alle italieni-  
 schen Fürsten und Freystaaten erklärten sich jetzt  
 für den Kaiser; dem Pabste blieben hingegen,  
 außer der Mathilde, nur sehr wenige ergeben.  
 Heinrich konnte nun (1081) nach Italien zie-  
 hen,

hen,

hen, und ganz Rom, bis auf die Engelsburg, besetzen; er konnte (1084) seinen Pabst Clemens III feyerlich einführen, und sich von ihm die Kaiserkrone aufsetzen lassen. Gregor VII, der nach Salerno, in Unteritalien, flüchtete, überlebte diese Kränkung nicht lange (st. 1085). Fünfhundert Jahre hernach wurde dieser Mann, mit dem, in Ansehung des wichtigen Einflusses, wenig große Männer in der Weltgeschichte sich vergleichen lassen, von einem seiner Nachfolger für einen Heiligen erklärt.

Heinrichs Feinde in Deutschland wählten, als er nach Italien gezogen war (1081 Aug.), wieder einen neuen Gegenkönig, den Grafen Hermann von Luxemburg, der, ungeachtet er Tapferkeit und andre Achtung verdienende Eigenschaften besaß, seiner geringen Macht und Bedeutsamkeit wegen, für Freunde und Feinde ein Gegenstand des Spottes wurde. Bald nannte man ihn den Knoblauchs- bald den Pfaffenkönig. Prälaten hatten ihn hauptsächlich gewählt, und in der Gegend von Eisleben, wo er sich gewöhnlich aufhielt, wurde damals viel Knoblauch gebaut. Zum Unglücke

für ihn starb der Herzog Otto (1083) mit welchem er seine vornehme Stütze verlor. Er gerieth, als Heinrich (1088) nach Deutschland zurückkam, in ein so lebhaftes Gedränge, daß er seine Zuflucht in Dänemark suchen, daß er, als die sächsischen Fürsten mit Heinrich sich verglichen, dem Königstitel entsagen mußte. Nun stellte sich zwar der mächtige Markgraf Egbert von Thüringen an die Spitze der sächsischen Herren, die sich mit Heinrich nicht wieder ausöhnen wollten; aber auch dieser Feind beunruhigte ihn nicht lange, weil er (1090) von Verwandten, mit denen er in Streit lebte, in einer Mühle nicht weit von Braunschweig ermordet wurde.

Doch den Heinrich traf das traurige, freylich verdiente Loos, sein ganzes Leben hindurch nicht in Ruhe zu kommen, und den Anfechtungen seiner Feinde endlich zu unterliegen. Diese stellten seinem Pabste Clemens III bald wieder einem andern entgegen, und Urban II, der, so wie Gregor, seine Fähigkeiten zu Clugny entwickelt, der sie unter Gregors Leitung vollends ausgebildet hatte, spielte die Rolle

des:

desselben so vortreflich nach, daß es Heinrich sehr nachdrücklich fühlte. Urban und Mathilde reizten sogar Heinrichs eignen Sohn Konrad zur Feindschaft gegen seinen Vater; ehe dieser aber den verabredeten Plan noch ausführen konnte, ließ ihn jener in Verhaft nehmen, und er starb (1101) in Florenz. Urban II lebte zwar (seit 1099) auch nicht mehr; aber gewöhnlich war der folgende Pabst eben so wie der vorige gesinnt. Paschal II, gleichfalls ein Zögling der Abtey Clugny, verdrängte den heinrichschen Pabst Clemens III vollends, und wiederholte die von seinen Vorgängern gegen Heinrich ausgesprochene Bannflüche. Heinrich hatte, anstatt des ihm untreu gewordenen ältern Sohnes Konrad, den jüngern Heinrich zum Könige wählen und krönen lassen. Heinrich hatte seinem Vater schwören müssen, daß er, ohne Einwilligung desselben, sich niemals eine Theilnahme an der Regierung anmaßen wollte. Dennoch gelang es der päpstlichen Parthey, auch diesen Sohn zu treulosen Entwürfen gegen seinen Vater zu bereden. Man stellte ihm in dieser Absicht

vor, daß er seinem Vater, als einem Gebann-  
ten, den Eid nicht zu halten brauche, daß er  
sich durch die fernere Gemeinschaft mit demsel-  
ben, den Verlust der Thronfolge zuziehen wür-  
de. Er wagte es hierauf (1104) von Bayern  
aus, gegen seinen Vater sich zu erklären. Die  
sächsischen Herren, die kein Vergleich zu Hein-  
richs aufrichtigen Freunden machen konnte,  
traten sogleich auf die Seite seines Sohnes.  
Dieser begab sich nun nach den Rheinländern,  
um auch hier sich Anhänger zu verschaffen.  
Der Vater, der ihn daran hindern wollte,  
stellte sich ihm bey Regensburg unvermuthet  
entgegen. Das Treffen, das unvermeidlich  
schien, wurde glücklicher Weise noch durch ei-  
nen Vergleich zurückgehalten. Aber die Zahl  
der Freunde und Anhänger des Vaters nahm  
seitdem immer mehr ab. Fast von jedermann  
verlassen, mußte er seine Zuflucht in Böhmen  
suchen. Er kam zwar wieder nach Maynz;  
aber seine Verlegenheit wurde so groß, daß er  
dem Sohne einen Vergleich anbieten mußte.  
Vater und Sohn sprachen sich hierauf persön-  
lich. Auf den Knien bath der Sohn den Va-  
ter,



ter, durch Nachgiebigkeit gegen den Pabst und die deutschen Fürsten, zu verhindern, daß er nicht gezwungen werden möchte, den irdischen Vater über den himmlischen zu vergessen. Der Vater ließ sich endlich (1105 Dec.) bereden, von seinen bisherigen Rathgebern und Hofleuten getrennt, dem Sohne nach Maynz, zu einer Reichsversammlung zu folgen, damit durch dieselbe alle Streitigkeiten beygelegt werden könnten. Auf dem Wege nach Maynz besann sich der Vater anders, und er wollte sich entfernen; er fand aber alle Wege so versperrt, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich seinem Schicksale zu überlassen. Der Sohn ließ ihn in Verwahrung bringen, und er fühlte für seinen alten Vater so wenig kindliche Zärtlichkeit, daß er nicht einmahl für die Reinlichkeit desselben Sorge tragen ließ, daß er ihm sogar die Unterhaltung mit einem Geistlichen versagte. Der alte Heinrich wünschte vor der Reichsversammlung zu Maynz zu erscheinen, um vor derselben persönlich sich verantworten zu können. Aber auch dieses erlaubte ihm sein Sohn nicht, weil er wegen

des Eindrucks, den die Erscheinung seines alten Vaters zu Maynz machen könnte, in Besorgniß war. Dieser mußte sich daher einem besondern Verhör zu Ingelheim unterwerfen, und er wurde zu den harten Entschließungen gezwungen, nicht nur der Regierung zu entsagen, sondern auch, des ehrlichen Begräbnisses wegen, vor dem Pabste sich zu demüthigen. An seine Stelle wurde nun, (1106 Jan.) der Sohn zum Könige gewählt, und diese Wahl im Nahmen Paschals II, von den Legaten desselben, bestätigt. Eine zahlreiche Gesandtschaft wanderte jetzt nach Rom, um dem Pabste Bericht abzustatten, und ihn nach Deutschland einzuladen, um die Entfändigung seiner Bewohner zu vollenden. Der abgesetzte Heinrich begab sich nach Bättich. Von hier aus schrieb er an die Könige von Frankreich, von Dänemark, und von England, die klaglichsten Urlese. Hier versammelten sich (1107) seine Anhänger in so großer Anzahl um ihn herum, daß er wieder zu Felde gehen, und bis Nachen vorrücken konnte. Deutschland wurde jetzt mit einem neuen Bürgerkriege bedrohet, als ihm

Hein-

Heinrichs IV Tod (7. Aug.) noch zuvorkam. Auch nach seinem Hinscheiden wurde der unglückliche Heinrich noch verfolgt. Der Bischof von Lüttich, wo er gestorben war, hatte dem Leichname desselben in seiner Domkirche eine Stelle angewiesen. Man zwang ihn aber, ihn wieder ausgraben, und so lange auf eine kleine Insel in der Maas hinstellen zu lassen, bis der Pabst den über ihn ausgesprochenen Bann würde wieder aufgehoben haben. Sein Sohn ließ den Leichnam endlich nach Speyer bringen. Das Volk und die niedere Geistlichkeit empfingen die irdischen Ueberbleibsel desjenigen, der sich um ihr Stift besonders verdient gemacht hatte, mit der zärtlichsten Ehrfurcht. Sie setzten ihn in die von ihm neuverbaute Marienkirche bey. Sogleich untersagte ihnen aber der strenge Bischof allen Gottesdienst, und sie mußten, aller Vorstellungen und Klagen ungeachtet, den Sarg in eine ungeweihte Capelle bringen, wo er noch fünf Jahre über der Erde stand.

Heinrich V hatte, als Anhänger des Pabstes, den Untergang seines Vaters befördert,

und

und dennoch wollte er eben diesem Pabste das Investiturrecht, worüber sein Vater so sehr in Noth gerathen war, durchaus nicht einräumen. Da nun Paschal II die Behauptung desselben fest beschloffen hatte, so veranlaßte dieß zwischen dem Pabst und dem Kaiser einen sehr lebhaften Kampf, in welchem dieser endlich unterlag. Paschal, der vom Gregors Plane nicht im geringsten Punkte abweichen wollte, erklärte den vornehmsten Prälaten gerade zu, daß er das Investiturrecht durchaus nicht länger in den Händen der weltlichen Fürsten lassen würde, und er drohete dem deutschen Könige, der sich nicht nachgiebig beweisen wollte, schon im voraus mit dem Schwerdte des h. Petrus, oder mit dem Banne. Die römischen Geislichen, die den Königen die Investitur schlechterdings als kein gegründetes Recht zugestehen wollten, erklärten es für ein von den Pabste Karln dem Großen verliehenes Privilegium. Heinrich V und andere Könige waren zufrieden, es unter dem Nahmen eines päpstlichen Privilegiums fortzubehalten. Aber auch dieses wollte ihnen der Pabst nicht gestatten. Bielmehr wurde

de

de ihnen, auf einer zu Troyes in Frankreich gehaltenen Kirchenversammlung, die fernere Ausübung des Investiturrechts völlig untersagt, und zugleich alle Lehnsverbindlichkeit der Geistlichen gegen die Weltlichen aufgehoben. Die deutschen Prälaten, die dieser Versammlung beywohnten, wollten diesen Beschluß derselben durchaus nicht genehmigen, und sie blieben standhaft bey der Erklärung, daß diese so wichtige Sache nur in einer Kirchenversammlung zu Rom ausgemacht werden könne. Heinrich V rechnete auf das große Gewicht, das er sich durch 30000 geharnischte Reiter, die ihn (1110) nach Italien begleiteten, zu geben hoffte. Er nahm zugleich viele einsichtsvolle Männer mit, um seine Rechte nicht allein durch die Waffen, sondern auch durch die Feder, vertheidigen zu können. Der Eindruck, den sein Anzug in Italien machte, bestimmte alle Fürsten und Städte des obern und untern Italiens, sich ihm zu unterwerfen. Selbst Mathilde blieb dem Papste nicht tren. Die weltliche Macht desselben wurde dadurch so geschwächt, daß er sich entschließen mußte, dem Heinrich,  
 noch

noch ehe er in Rom einzog, einem Vergleich anzubieten, der eben so schlau, als für beyde Theile vortheilhaft war. Der Kaiser entsagt der Investitur, und zieht dafür alle Güther und Rechte ein, welche die Stifter seit Karls des Großen Zeiten vom Reiche bekommen haben. Die Geistlichen sollen sich künftig mit den Zehnten und den milden Gaben begnügen. Der Kaiser konnte sich den Tausch sehr wohl gefallen lassen. Daher bedachte er sich auch nicht lange, den Vergleich einzugehen; weil er aber die Unzufriedenheit, die derselbe bey den Prälaten Deutschlands erregen würde, voraus sah, so machte er dem Pabste die Bedingung, daß er es über sich nehmen sollte, ihm die Einwilligung der Reichsstände zu verschaffen. Aber der Vergleich war kaum bekannt geworden, als geistliche und weltliche Herren das Mißvergnügen, daß sie über denselben empfanden, laut äusserten. Heinrich konnte ihn also nicht zur Vollziehung bringen, und der Pabst brach daher die Feyerlichkeit der Krönung ab. Heinrich und seine Vertrauten befanden sich darüber in großer Verlegenheit. Endlich rief ei-

ner

ner der anwesenden Deutschen dem Pabste zu:  
 „warum wird hier länger gewartet? unser  
 Kaiser will eben so, wie Karl der Große, und  
 andre Kaiser, gekrönt seyn!“ Als nun der  
 Pabst die Ordnung noch immer verweigerte,  
 so gaben die geistlichen Räte Heinrichs, der  
 Bischof von Münster, und sein Kanzler, ein  
 Graf von Nassau, ihm einen Rath, der ihrer  
 Entschlossenheit und Geistesgegenwart Ehre  
 macht. Der Pabst, und einige Kardinäle,  
 wurden von Heinrichs Leibwache ganz unver-  
 muthet in Verhaft genommen. Freylich wurden  
 die Bürger Roms dadurch so sehr zur Erbitter-  
 ung gereizt, daß sie einen Aufstand erregten,  
 daß sie nicht nur manchen Deutschen ihrer Wuth  
 aufopfereten, sondern auch den Kaiser selbst in  
 Lebensgefahr brachten. Allein der gefangene  
 Pabst mußte sich (IIII April) doch entschie-  
 ßen, dem Investiturrechte zu entsagen; doch  
 sollten es die Kaiser nur als ein vom Pabste  
 verliehenes Privilegium ausüben dürfen. Den-  
 noch waren die päpstlichen Minister so wenig  
 damit zufrieden, daß sie, als der Kaiser nach  
 Deutschland zurückgekehrt war, in den Pabst  
 so

so lange drangen, bis er (1112 März), in einer im Lateran gehaltenen Prälatenversammlung, die Abtretung der Investitur feyerlich widerrufen ließ, und den Kaiser für einen Feind Gottes und der Kirche erklärte. Er trieb die Sache aber noch weiter, und auf einer andern Versammlung, die er nach Wien in Frankreich verlegte, sprach er über den Kaiser sogar den Bann aus.

Heinrich V hatte mit seinem Vater fast einerley Schicksal. Der päpstliche Bannstrahl würde ihn schwerlich erreicht haben, wenn er mit den Fürsten Deutschlands im freundschaftlichen Verhältnisse gestanden hätte; aber seine strenge und eigennützigte Regierung machte ihn bey vielen verhasst, und sein ehemaliger Kanzler, der, als jehziger Erzbischof von Maynz, die Sache des Papstes vertheidigte, wurde von ihm so empfindlich gedrückt, daß er, um sich zu rächen, den über den Kaiser ausgesprochenen Bann in Deutschland bekannt machte. Die sächsischen Fürsten, die er durch die ungerichte Annahung einer erledigten Grafschaft beleidigt hatte, griffen zu den Waffen, und  
schlu-



schlugen ihn, von ihrem Herzoge Lothar angeführt (1115), an Wefelsholze im Mannsfeldischen. Ungeachtet nun seine Lage im deutschen Reiche sich dadurch verschlimmert hatte; ungeachtet die Zahl seiner Feinde sich täglich vergrößerte, so gieng er doch (1116) nach Italien, wohin ihn der Tod der länderverreichen Mathilde rief. Hier entzog er sich manchen Anhängern durch den Pabst Gregor VIII, den er von der kaiserlichen Parthey in Rom wählen ließ. Der von der Gegenparthey ernannte Pabst, Calixtus II, ein Better des Kaisers, schloß sich nun an die mißvergnügten Sachsen an, und erklärte mit aller Feyerlichkeit den Kaiser für einen Gebannten. Dieser sah sich am Ende fast von allen seinen Rätthen und Dienern verlassen. Im Gedränge willigte er (1122) in einen Vergleich, willigte er in die Abtretung der so lange angefochtenen Investitur. Doch rettete er dabey das Recht, an der Wahl eines Bischofs oder andern Prälaten, durch einen Bevollmächtigten, doch ohne Simonie und Gewalt, Antheil zu nehmen, streitige Wahlen durch seinen Ausspruch zu entscheiden.

Galletti Weltg. 6r Th.      A a      Scheis

scheiden, und den neuen Bischof, vermittelst  
des Scepters die Regalien zu ertheilen. So  
endigte sich nach 50 Jahren der wichtige  
Streit über das kaiserliche Recht, die Bischöfe  
mit dem Ringe und Stabe zu befehlen.

---

## Neuntes Kapitel.

---

Der normännische Staat in Unteritalien wird ein Lehn des päpstlichen Stuhles. Auch England, Dänemark, Pohlen und Ungern empfinden die Allgewalt des Papstes.

---

Eben der Pabst, der dem deutschen Könige das Investiturrecht entriß, machte den normännischen König von Neapel zu seinem Lehnsmanne, half dem normännischen Wilhelm dem Eroberer den englischen Thron besteigen, leitete den König von Dänemark ganz nach seinem Willen, verstattete dem Herzoge von Polen den Königstitel, und erklärte den ungerischen Staat für ein Eigenthum des päpstlichen Stuhles. So war sein Einfluß im größten Theile von Europa fast allmächtig!

In Unteritalien, um dessen Besitz Griechen, Araber und Deutsche bisher gekämpft hatten, bildete sich um diese Zeit ein Normännischer Staat, der sich endlich nicht nur über das feste Land, sondern auch über Sicilien, ausdehnte. Die Gelegenheit, in diesen schönen Landstriche sich festzusetzen, verschafften den Normännern die longobardischen Fürsten, die sich ihres Beystandes gegen die Griechen und Araber bedienten. Melus, ein edler Longobarde, der sich (1006) an die Spitze seiner Landsleute stellte, welche die griechische Herrschaft in Apulien unerträglich fanden, war in großer Gefahr, dem ungleichen Kampfe zu unterliegen, als der Zufall seine Aufmerksamkeit auf einen Haufen großer und rüstiger Wallfahrer aus der Normandie lenkte, welche die Verehrung des Erzengels Michael nach dem heiligen Berge in Apulien gelockt hatte. Er beredete sie, ihm nebst ihren Landsleuten gegen die Griechen Hülfe zu leisten. Diese stellten sich aber anfangs (1016) in so kleiner Zahl und in so schlechter Rüstung ein, daß sie von den Griechen überwältigt wurden, und daß Melus

fehr

sein Leben in Deutschland beschließen mußte. Die noch übrigen Normänner hielten sich seitdem in den gebirgigen Gegenden auf, und fochten für jeden, der sie gut bezahlte. Bald reizten aber das milde Clima, bald reizten die herrlichen Früchte Unteritaliens, mehrere Normänner, das glückliche Land aufzusuchen. Zu ihnen gefelkten sich einige vertriebene normännische Edle. Einer derselben, der Raimulf hieß, erwarb sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften das Zutrauen der übrigen so sehr, daß sie ihn zu ihrem Anführer wählten. Ein Herzog von Neapel, dem sie gegen den Fürsten von Capua Beystand geleistet hatten, räumte ihnen (1029) aus Dankbarkeit einen kleinen Landstrich ein, wo sie die Stadt Aversa bauten. Die Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmungen lockte immer mehr Landsleute aus Frankreich herüber. Unter ihnen befanden sich zehn Söhne eines gewissen Grafen von Hauteville, welche zur Befestigung der normännischen Besizungen in Unteritalien vorzüglich viel beytrugen. Einer derselben, Wilhelm Eisenarm, gieng (1038) mit

fünfhundert von seinen Landsleuten nach Sicilien, wohin ihn eine Parthey der in Uneinigkeit lebenden Araber zu Hülfe rief. Während der Zeit machten die Griechen in Apulien, die sich gegen die Normänner freundschaftlich an gestellt hatten, einen unglücklichen Versuch, ihren Untergang zu beförden. Um sich für ihre Treulosigkeit zu rächen, nahmen ihnen (1040) die Normänner ganz Apulien weg, das sie unter zwölf Grafen vertheilten, die einige Zeit lang den longobardischen Herzog von Benevent gleichsam als ihren Oberherrn betrachteten, in der Folge aber den Grafen Wilhelm mit dem Eisenarme, zu ihrem Oberhaupten wählten.

Die von den Normännern bedrängten Griechen verbanden sich, um ihnen nachdrücklicher widerstehen zu können, mit dem Pabste, der, wegen seiner Ansprüche auf das Herzogthum Benevent, bey dem Schicksale Unteritaliens nicht gleichgültig bleiben konnte. Leo IX erschien (1052) an der Spitze eines zusammengerafften Heeres. Die Normänner erboten sich, Lehrlente des päpstlichen Stuhles

zu werden. Der stolze Pabst wagte (1053) eine Schlacht; 3000 Reiter, die nur von wenigen Fußsoldaten unterstützt wurden, siegten jedoch über die päpstlichen Truppen so entscheidend, daß der Pabst selbst in die Gefangenschaft der Normänner gerieth. Die frommen Normänner behandelten den gefangnen Pabst mit aller Ehrerbietigkeit, bathen ihn um Vorgebung wegen der gewaltsamen Behandlung, die sie sich gegen ihn erlaubt hatten, bathen ihn um seinen Segen und um Frieden, und machten sich verbindlich, die Lehnsheerrschaft des päpstlichen Stuhles über alle gegenwärtigen und künftigen Eroberungen anzuerkennen.

Die deutschen Kaiser hatten der Niederlassung der Normänner in Unteritalien ihre Aufmerksamkeit nicht ganz entzogen. Konrad II. ernannte (1029) während seiner Anwesenheit zu Capua und Benevent den Mainulf zum Grafen, und gestand ihm und seinen Landsleuten manche Vortheile zu, um an ihnen eine feste Stütze der kaiserlichen Hoheit in Italien zu bekommen. Die Pabste hatten

deswegen ein um so größeres Interesse, sie aus der schönen Halbinsel ganz zu entfernen, und noch Stephan IX hatte auf die Ausführung dieses Planes sorgfältig gedacht. Der scharfsinnige Hildebrand sah aber in eben diesen Normännern Leute, die sich vortrefflich dazu paßten, kraftvolle Vertheidiger des heiligen Stuhles zu werden. Auf seinen Rath erhob Nicolaus II den normännischen Grafen Robert Guiscard (Schlaukopf) (1057) zum Herzoge von Apulien und Calabrien, ingleichen Sicilien, welches er aber erst erobern sollte. Robert verpflichtete sich dagegen, für sich und seine Nachfolger, Lehnsmanu des heil. Stuhles zu seyn, und ihm von jedem Joche Ochsen 12 Denarien, als einen jährlichen Zins, zu entrichten.

Zur Eroberung Siciliens machten die Normänner nun bald Anstalten. Ein jüngerer Bruder Roberts, der eben so tapfere und unerschrockene als wilde und ungestüme Roger, begann, auf die Schwäche und Uneinigkeit der Araber, und auf den Beystand der christlichen

lichen



lichen Bewohner Siciliens rechnend, diese Unternehmung mit einer kleinen Mannschaft. Um Messina zu erstürmen, waren schon 300 Mann hinreichend. Doch dauerte es auf 12 Jahre, ehe Roger, von seinem Bruder Robert, und von der Flotte der Stadt Pisa unterstützt, der Stadt Palermo sich bemächtigen konnte. Die Eroberung der ganzen Insel wurde auch nicht eher als nach 12 Jahren (1072) vollendet. Der Pabst ernannte nun den Roger zum Großgrafen, und den Robert zum Herzoge von Sicilien. Da ihnen immer mehrere von ihren Landsleuten aus Frankreich zu Hülfe kamen, so konnten sie nun ernstlich darauf denken, dem griechischen Kaiser alle seine Besitzungen in Unteritalien wegzunehmen. Die Griechen konnten sich zuletzt auch in den Seestädten nicht mehr halten. Robert wartete, in einer kleinen Hütte von Baumzweigen, die Uebergabe einer Stadt Jahre lang ab. Diese Standhaftigkeit gewährte ihm endlich die Freude, auch Bari, Amalfi, eine große und reiche Handelsstadt, ingleichen Salerno, in seiner Gewalt zu sehen. Der Pabst lernte

die Wichtigkeit des normännischen Beystandes bald aus der Erfahrung kennen. Als Gregor VII von Heinrich IV (1084) in Rom bedrängt wurde, zog Robert demselben an der Spitze eines Heeres von 36000 Mann zu Hülfe, und wenn er Heinrichs Macht auch nicht zurücktreiben konnte, so brachte er doch den Pabst aus seinem Gedränge heraus. Eben dieser Robert zog zweymahl nach Griechenland, um den Kaiser Michael Ducas wieder auf den Thron zu setzen. Dessen Sohn Constantin hatte Roberts Tochter zur Gemahlin. Als nun Michael und sein Sohn gestürzt wurden, so nahm sich Robert derselben an. Da er den Michael nicht persönlich kannte, so gelang es einem verlaufenen Mönche (1080) sich für den gesüchteten Kaiser auszugeben. Robert gieng nach Griechenland, und setzte den neuen Kaiser Alexius in große Verlegenheit. So furchtbar war ein ehemahliger normännischer Edler geworden.

Den Normännern gehörte in Unteritalien nun alles, bis auf Benevent und Neapel.

Die

Die Fürsten von Benevent, die mit ihrem Lehnherrn, den römischen Kaiser, selten im freundschaftlichen Verhältnisse standen, wußten aus der Verlegenheit, in welche sie die Anfechtungen der Normänner versetzten, nicht besser herauszukommen, als daß sie sich in den Schutz des heiligen Petrus begeben, und Lehnsleute des päpstlichen Stuhles wurden. Als nun der Mannstamm derselben (1077) ausstarb, glaubte Gregor VII, dessen Vorgänger dem Kaiser Heinrich III seine Rechte auf Benevent abgetauscht hatte, dieses Land in Besitz nehmen zu können. Robert war nach dem Besitze desselben zwar gleichfalls lüstern; aber Gregorius vertheidigte seine Ansprüche nicht nur mit dem geistlichen, sondern auch mit dem weltlichen Schwerte. Er wußte auch den Fürsten von Capua, und andre normännische Herren, für seine Sache so glücklich zu gewinnen, daß Robert nachzugeben genöthigt wurde. Er machte sich von neuen verbindlich, ein Lehnsmann des heil. Stuhles zu seyn, und Benevent wurde dem päpstlichen Gebieth einverleibt. Das Herzogthum Neapel,

pel,

pel, dessen Fürst den griechischen Kaiser für seinen Oberherrn erkannte, war, seitdem Nversa, Capua und Gaeta in der Gewalt der Normänner sich befand, in einer schlimmen Lage. Die feste Hauptstadt trotzte aber der normännischen Macht noch lange.

Während daß ein normännischer Fürst in Unteritalien des Papstes Lehnsmanu wurde, bestieg ein anderer, vom Papste unterstützt, den Thron von England. Dieß hatte sich vorher einige Zeitlang unter der Herrschaft der Dänen befunden, die Ethelreds hinterlistiges Verfahren demselben zugezogen hatte. Suen, der damalige König von Dänemark, eilte, den Tod seiner Landsleute zu rächen, nach England, und wurde daselbst so mächtig, daß Ethelred sich durch die Flucht retten mußte. Der letzte kehrte nach Suens Tode (1012) zwar wieder in sein Reich zurück; er starb aber, als er eben in Gefahr war, von Knud, dem Nachfolger Suens, abermahls der Krone beraubt zu werden, und sein Sohn, der tapfere Edmund (Eisenide, Eisenseite) mußte dem Knud

Knud den nördlichen Theil von England abtreten. Als er (1016) durch Verrätherey seinen Untergang fand, vereinigte Knud ganz England mit dem dänischen Reiche. Auch Norwegen mußte ihm der bisherige König Olaf überlassen. Da nun Knud auch über einen Theil von Schottland und Schweden herrschte, so war seine Macht fast über den ganzen Norden von Europa ausgebreitet, und er benutzte diese Macht, um, nach dem Bespfieler Karls des Großen, in seinem Reiche das Christenthum, und größere Cultur, zu verbreiten. Er ließ seine Dänen durch Engländer im Christenglauben unterrichten. Mit demselben kam zugleich Schreibekunst nach Nordeuropa. Aber auch die Lehnsverfassung, die Knud in England kennen lernte, führte er in seinem Staate ein, weil ihm diese eine gute Gelegenheit zur Belohnung seiner tapfern Krieger verschaffte. Mit seinem Sohne Hardegnud starb aber schon 5 Jahre nach seinem Tode (1041) sein Mannsstamm aus. Die große Monarchie Knuds lösete sich nun wieder in mehrere Staaten auf. Knuds Nefse, Suen

Suen

Suen Estridson, setzte sich in den Besitz von Dänemark. Mit ihm fängt sich eine dänische Herrscherfamilie an, die 400 Jahre hindurch dauerte. Knud der Heilige ließ sich von Gregor VII, mit welchem er in Ansehung des Charakters viele Aehnlichkeit hatte, zur eifrigsten Befolgung seines Systems verleiten. Der dänische Kirchenstaat wurde nun ganz nach Gregors Anordnung eingerichtet, und die Geistlichkeit gelangte immer mehr zu Reichthum und Ansehn. Von einer unerbittlich strengen Kirchenzucht war Knud ein so großer Verehrer, daß er sich selbst nicht schonte, daß er zur Büssung seiner Sünden sich oft und heftig geißeln ließ. Mit andern Sündern verfuhr er, (wie man leicht denken kann), noch unbarmherziger. Da er nun seine Unterthanen auch mit Gewalt cultiviren wollte, so machte er sich endlich (1086) bey ihnen so verhasst, daß sie ihn in einem Aufstande ermordeten. So unglücklich wurde Knud der Heilige durch seinen Eifer, Gregors Anordnungen zu befolgen.

England war nun wieder ein besondres Staat. Nachdem Hardiknut (1041) gestorben war, machten die englischen Herren einen Halbbruder desselben, der Eduard hieß, und der sich bisher in der Normandie aufgehalten hatte, zu ihrem Könige. Dieser übrigens gutmüthige Fürst bewies für die Normander eine so parthevische Vorliebe, daß die Engländer darüber eifersüchtig wurden, daß manche Unruhen darüber entstanden. Diese Vorliebe war auch Ursache, daß Eduard, auf einen nähern Vetter keine Rücksicht nehmend, dem normandischen Prinzen Wilhelm, dessen Mutter seine Großtante war, zur englischen Krone Hoffnung machte. Mit eben dieser Hoffnung hatte er aber auch den Grafen Harald, einen der mächtigsten englischen Herren, erfüllt. Dieser hatte auch, als Eduard (1066) starb, so viele Anhänger, daß er es wagen konnte, sich krönen zu lassen. Aber der normandische Prinz Wilhelm, der seine vermeynten Rechte nicht aufgeben wollte, rüstete, vom Pabst und von seinen Landsleuten unterstützt, ein Heer aus, um sich Englands mit Gewalt zu bemäch-

mäch-

mächtigen. Zu diesem Heere strömten aus allen Ländern Europa's freywillige Krieger, welche Ehre, Beute und Güther anlockten. Wilhelm hatte eine vortrefliche Reiterey, und sehr gute Bogenschützen. Zur Ueberfahrt des großen Heeres dienten 3000 Kähne. Aber ein schrecklicher Sturm trieb sie wieder nach der französischen Küste zurück. Um den Himmel für diese Unternehmung geneigter zu machen, ließ man Wilhelm Processionen anstellen, und Reliquien zur öffentlichen Verehrung aussetzen. Die Landung glückte nun besser (im Sept.) Harald verlor die Schlacht und Leben, und seine geschwächten Anhänger durften nun gegen Wilhelms Krönung nichts mehr einwenden. Man nannte ihn Wilhelmen den Eroberer. Der Prinz Edgar, der ein näheres Recht zur Krone hatte, mußte sich mit einem Jahrgehalt von 1 Pfunde Silber begnügen. Wilhelms brave Krieger, die ihm England hatten erobern helfen, wurden von ihm durch schöne Lehngüter belohnt.

Zu den Staaten, auf welchen die Macht des Pabstes um diese Zeit einen wichtigen Ein-



Einfluß hatte, gehörte auch Polen und Ungern. Boleslaw Chrobri (der Tapfere), der Zeitgenosse Heinrichs II, benutzte die nach Ottos III frühzeitigem Tode (1002) im deutschen Reiche ausgebrochenen Unruhen, die Lausitz und Meissen bis zur Elster zu besetzen. Heinrich II war schon zufrieden, daß er ihn für seinen Lehns Herrn erkannte. Eben dieser Boleslaw griff jedoch im östlichen Deutschland immer weiter um sich, und bemächtigte sich Böhmens und Mährens. Doch nahmen ihm Heinrichs Feldherren manches wieder ab, und er mußte dem deutschen Könige, bey einer feyerlichen Gelegenheit, das Schwerdt vortragen. Auf dem Zuge nach Italien wolte er ihn aber nicht begleiten, und Heinrich wagte es überhaupt nicht, den polnischen Herzog, der sich selbst den russischen Großfürsten fürchtbar zu machen wußte, die deutsche Oberherrschaft recht fühlen zu lassen. Boleslaw achtete dieselbe auch so wenig, daß er gleich nach Heinrichs Tode (1025), dessen Nachfolger Konrad II zum Troste, den Königtitel annahm. Wahrscheinlich geschah es mit Ves-

Galletti Weltg. 6r Th.      56      wil.

willigung des Papstes. Mit diesem Boleslaw hörte aber der Zeitpunkt der polnischen Größe wieder auf. Sein Sohn Miesko, der seine Brüder unterdrückte, nannte sich zwar gleichfalls einen König; er kam jedoch durch den Krieg mit den Kaiser Konrad II zuletzt so ins Gedränge, daß er sich glücklich schätzen mußte, das eigentliche Polen, mit dem Titel eines Herzogs, zu behalten. Als er starb (1034) befand sich sein einziger Sohn Casimir mit seiner Mutter Richenza, einer Schwestertochter Kaiser Ottos III, in Deutschland. Die Polen nahmen aber auf ihn gar keine Rücksicht, und der große Haufe derselben benutzte diese Zeit, wo es kein Oberhaupt gab, an den Edelleuten und den Geistlichen, die ihn bisher gewaltig gedrückt hatten, seine Rache auszuüben. Das Christenthum wurde darüber fast ganz ausgerottet, und es riß eine schreckliche Verwirrung ein. Der Kaiser Konrad II war damahls zu sehr in Italien beschäftigt, als daß er, von den Rechten eines deutschen Königes über Polen, zur Wiederherstellung der Ruhe in diesem Lande, hätte Gebrauch machen

können. Hierdurch wurde der kühne und entschlossene Bretislaw, der Herzog des benachbarten Böhmens, aufgemuntert, (1039) in Polen einzufallen, und selbst Gnesen zu plündern. Bretislaw und seine Böhmen ließen sich zu dieser Plünderung von dem Bischofe zu Prag gleichsam einsegnen. Nachdem sie erst drey Tage gefastet und Processionen gehalten, nachdem sie erst eine Nationalbeichte abgelegt, nachdem sie die Abstellung aller ihrer Untugenden, und die Büssung derselben, angelobt hatten, erhielten sie vom ehrwürdigen Bischofe die Erlaubniß, dasjenige, was sich jetzt in ihrer Gewalt befand, sich zuzueignen. Dieser Erlaubniß bedienten sie sich auch so ohne alle Schranken, daß sie selbst die Kirchen, daß sie selbst den Leichnam des in Preussen erschlagenen Adelberts, nicht schonten; daß sie große Haufen von zusammengekoppelten Priestern, Edlen und Gemeinen mit nach Böhmen schleppten. Vergebens führten die Polen bey dem Kaiser und dem Pabste darüber Klage. Jener gieng eben um diese Zeit (1039) aus der Welt, und den Pabst besänftigte der böh-



Stanislaus von Krakau, der sein Betragen zu laut und öffentlich gerügt hatte, so weit gegangen, denselben vor dem Altare niederzuhauen. Dafür that ihn Gregor in den Bann, sprach ihm alle Rechte eines Christen, eines Menschen ab, unterfagte den Polen allen Gottesdienst, und verbot den Bischöfen, einen neuen König zu salben. Voleslaw gerieth in eine so große Verlegenheit, daß er nach Ungern flüchtiger mußte. Doch auch hier verfolgte ihn Gregor, und er drang auf die Auslieferung desselben, der Voleslaw (1081) nur durch seinen Tod entging.

Gregor VII, der den Voleslaw so unglücklich machte, nöthigte einen König von Ungern, sein Reich für ein Lehn des heil. Stuhles zu erklären, und beförderte noch überdies seinen Untergang. Die Ungern hatten, seit der 2ten Hälfte des 10ten Jahrhunderts, aufgehört, die benachbarten Länder durch ihre Streifereyen zu beunruhigen \*). Dieß war eine Wirkung des Christenthums, und einer bessern Cultur, die sich jetzt immer mehr unter ihnen

\*) Oben, S. 234.

verbreitete. Zwey ihrer edelsten Männer hatten sich (945) zu Constantinopel taufen lassen, und von Regensburg und Passau aus wanderte mancher Priester nach Ungern, um die heydnischen Bewohner desselben zur Annahme des Christenglaubens zu bereden. Aber auch in Ungern wurde, so wie in manchem andern europäischen Staate, die christliche Religion hauptsächlich durch Damen in Gang gebracht. Der Fürst Geysa ließ sich (984) aus Liebe zu seiner Gemahlin, der schönen Deleknegini, taufen, und die bayrische Prinzessin Gisela, Kaiser Heinrichs II Schwester, wollte Geysa's Sohne, Stephan, ihre Hand nicht eher geben, als bis ihr der Schwiegervater feyerlich versprochen hatte, seine ganze Nation zum Christenthume zu bringen. Geysa ließ nun Mönche, und andre Geistliche, aus den benachbarten Ländern herbeykommen, und er machte, von einem Bischofe unterstützt, die eifrigsten Anstalten, die christliche Religion in seinem Lande zu befestigen. Die Vollendung dieser Anstalten verhinderte aber (997) sein Tod. Sein Nachfolger, Stephan I, setzte sie desto

desto standhafter fort. Der mit seiner Gemahlin verwandte Kaiser Otto III erlaubte ihm, sich des Königstitels zu bedienen. Auch der Pabst Silvester II soll ihm eine Krone zugeschickt haben. Der Nachfolger des heil. Petrus, der Statthalter Christi, konnte sich ja wohl befugt glauben, die Königswürde zu verleihen! Ja, Gregor VII behauptete ganz dreiste, daß Stephan das ungrische Reich für ein Eigenthum des heil. Stuhles erklärt habe. Die ungrische Krone wurde daher in der Folge die heilige apostolische genannt! Stephan, der diese Krone empfangen haben soll, bewies seine Ergebenheit für Deutschland durch die Einführung einer neuen Verfassung, die mit der deutschen viele Aehnlichkeit hatte. Die alten Stämme, unter welche das Land vertheilt war, verwandelten sich in Gespanschaften, oder Graffschaften. Den Oberrichter stellte nunmehr ein Palatinus (Pfalzgraf) vor, dem noch ein Hofrichter untergeordnet wurde. Das Christenthum diente dem Stephan, so wie dem Chlodewig, zum Vorwande, einen andern ungrischen Fürsten,

Gyula, der das Land zwischen der Theis, der Donau und den östlichen Gebirgen beherrschte, (1003) zu unterdrücken, und sein Reich zu vergrößern. Da Stephan, den man in der Folge den Heiligen nannte, seinen eignen Sohn überlebte, so wurde (1038) sein Neffe Peter, der Sohn eines Doge von Venedig, sein Nachfolger. Dieser jagte Stephans Wittve nach Bayern, und machte sich, durch sein despotisches Verfahren, bey den auf ihre Freyheit trohenden ungrischen Edlen so verhasst, daß sie ihm seinen Vetter Samuel vorzogen. Der Kaiser Heinrich III kam aber dem Peter zu Hülfe, und dieser mußte dafür (1045) Ungern für ein Lehn des deutschen Reiches erklären. Nach des Kaisers Abzuge holten die ungrischen Herren den Prinzen Andreas aus Rußland herbey, um ihn dem Peter entgegen zu setzen. Zugleich ließen sie ihre lang unterdrückte Wuth an dem Christenthume aus, dessen strenge Moral ihren rohen Sitten gar zu große Gewalt that. Peter verlorh seine Augen und seine Freyheit, und selbst der Kaiser Heinrich III ließ sich

sich



sich das, was Andreas gethan hatte, endlich so gefallen, daß er dessen Sohn Salomo zum Schwiegersohne annahm. Diesen erklärte sein Vater, als einen Knaben von 7 Jahren, zu seinen Mitregenten, um ihm die ungrische Krone desto stärker zu versichern. Allein sein Bruder Bela verdrängte (1060) ihn und den Vater. Dieser blieb in einem Treffen. Salomo hatte aber nach einigen Jahren (1063) das Glück, durch einen Vergleich mit dem Bela, wieder König von Ungern zu werden. Es traf ihn aber Heinrichs IV Schicksal. Belas Söhne, die den 3ten Theil von Ungern besaßen, empörten sich (1074) gegen ihn, und Gregor VII, den sie für ihre Sache gewannen, rechnete es dem Salomo als ein großes Verbrechen an, daß er die deutsche Lehnherrschaft anerkannt hatte. Salomo, dem der selbst sich im Gedränge befindende Heinrich IV nicht beystehen konnte, both seinen Gegnern einen Vergleich an; diese ließen ihn aber einsperren, und er fand endlich (1087) seinen Tod unter den Rumanen, den

Feinden der Ungern, die ihn, wie er hoffte, wieder auf den ungrischen Thron setzen sollten.

---

## Zehntes Kapitel.

---

Verfassung der vornehmsten Staaten. Kriegswesen in Europa. Ritterwürde. Lehnswesen. Dienstmanschaft. Städtische Freyheit.

---

Jetzt waren die Araber nicht mehr dasjenige Volk der Erde, welches seine Herrschaft am meisten ausgebreitet hatte. Ihr ehemahls so großes Reich war in viele kleine Staaten zerstückelt, und Türken herrschten jetzt fast in einem eben so großen Umfange, als ehemals Araber. In Europa spielte das oströmische Kaiserthum wieder eine ziemlich bedeutende Rolle; das römisch-deutsche Kaiserthum war hingegen von seinem Ansehen etwas herabgesunken. Ungern, Polen und Dänemark standen unter Königen, die auf  
die

die deutsche Oberherrschaft wenig Rücksicht nahmen. Die übrigen Reiche von Europa waren von ihrer nachmahligen Größe noch weit entfernt. Schottland und Irland hatten noch ihre eignen Könige. In Frankreich dauerte der Kampf zwischen dem Könige und den Großen der Nation noch lange fort, und in Spanien gab es fortdauernd kleine Staaten, die den Mauren noch vieles Land übrig lassen mußten. Kein europäischer Monarch behauptete aber eine so überwiegend große Gewalt, als der römische Pabst.

In der Verfassung der von den Deutschen gestifteten Staaten, hatte sich jetzt manches geändert, manches mehr entwickelt. Aus den ehemaligen Vereinen der Edlen waren nunmehr Lehnssysteme geworden, welche die Freyheiten der Nation ziemlich merklich niederdrückten. Schon unter Chlodewigs ersten Nachfolgern, hatte die fränkische Regierungsart den Charakter der Willkührlichkeit und Strenge auffallend angenommen, und wenn Karl der Große, und dessen Vorfahren, auch nicht selbst würgten, raubten und unterdrückten, so dauer-

te

te das gewaltsame Verfahren der Herzoge, Grafen, Bischöfe, und anderer Mächtigen, doch noch immer fort; so beweisen die Gesetze Karls des Großen und Ludwigs des Frommen doch hinlänglich, daß auch unter ihrer Regierung unzählige Personen ihres Lebens, ihrer Freyheit, und ihrer Güther beraubt wurden, und daß die geistlichen Herren den weltlichen wenig vorzuwerfen hatten. So wenig ließen die Edlen von jeher sich einschränken! Unter Ludwigs schwachen Nachfolgern maßen sich jene Herren eine immer größere Freyheit an. In Frankreich mußte schon Karl der Kahle den Edlen versprechen, daß er, ohne ihre Einwilligung, keine wichtige Staatssache vornehmen wollte. Ja, er mußte ihnen das Recht zugestehen, seinen ungerechten Handlungen mit bewaffneter Hand sich widersetzen zu dürfen. Das königliche Ansehn verminderte sich immer mehr. Der Stand der ehemaligen Freyen, der im Könige keinen Schutz mehr hatte, wurde fast ganz vernichtet, bis er, um sich aufrecht zu erhalten, in den Städten seine Zuflucht suchte, bis eben diese freyen Bewohner der  
 Städ

Städte, an den König fester angeschlossen, dem Ubel einen immer höhersteigenden Damm entgegen setzten. Schon für den Kaiser Heinrich IV. warben die Kaufleute in Deutschland ein Heer an, um ihm gegen die adelichen und geistlichen Herren heyzustehen.

Die Bischöfe suchten, seitdem sie sich eines Einflusses auf die Regierung bemächtigt hatten, der Einrichtung derselben den geistlichen Stempel aufzudrücken. Daher machten sie es den neuen Königen zur Pflicht, sich salben und krönen zu lassen, und der Pabst brauchte diese Feierlichkeit sehr glücklich, um sich gleichsam zum Herrn der Kaiserwürde zu machen. Die Bischöfe erschienen nun jetzt, fast in allen von den Deutschen gestifteten Reichen, in der Nationalversammlung, und bald wußten sie, durch größere Kenntnisse unterstützt, die Beschlüsse der Versammlung nach ihren Absichten und Entwürfen einzurichten. Sie waren aber auch diejenigen, welche dem Gange der Geschäfte eine ordentlichere Gestalt gaben, welche die Gesetzgebung in ein einfacheres System brachten.

Die

Die deutschen Völker, die in Italien, Frankreich und Spanien sich niedergelassen hatten, schmolzen in diesem Zeitraume mit den ehemaligen Bewohnern dieser Länder so zusammen, daß sie Ein Volk mit ihnen ausmachten. Dieß bewirkte, daß die große Mannigfaltigkeit der deutschen Rechte allmählig aufhörte. In Frankreich dauerte jedoch der Unterschied zwischen römischen und fränkischen Rechte, zwischen Land- und Stadtrechten, noch lange fort. Daß die römischen Rechte aber immer mehr Herrschaft erlangten, das bewirkten hauptsächlich die Geistlichen. Dem Stande derselben, besonders der geringern Classen, widmeten sich lange Zeit nur sogenannte Römer, oder Ueberwundene, die nach römischen Gesetzen lebten, und die daher auch sehr gern andere nach diesen Gesetzen richteten. Schon lange vor der Einführung des römischen Rechtes auf den Universitäten, galten die Verordnungen desselben als Gesetze, die man fast allgemein befolgte. Bey dem Civilprocesse, für welchen die deutschen Gesetzgeber so wenig gesorgt hatten, hätte man dieselben auch ohnedieß nicht

nicht entbehren können. Die Verordnungen der Kirchenversammlungen und der Päbste waren für die Geistlichen höchst verbindend. So bildete sich das sogenannte canonische oder geistliche Recht.

Die Gerichtsverfassung war noch ziemlich auf die ehemalige Art eingerichtet, und daß jedermann nur von Personen seines Standes sein Urtheil empfangen konnte, das beweisen die Fürstenrechte, die in Deutschland noch manchmal vorzukommen pflegten. Die Grafen, die sonst die Richter in den Gauen vorstellten, hatten sich indessen in erbliche Herren verwandelt, welche die Gerichtsbarkeit gleichsam in ihren eignen Händen verwalteten. Dieß geschah jedoch meistens nur allmählig, indem die Grafenwürde endlich an eine Familie kam, die bey dem Besitze derselben sich zu behaupten wußte. In Deutschland hatte der Kaiser Heinrich III sein Recht, das Amt eines Herzogs und Grafen ganz willkürlich zu besetzen, noch sehr nachdrücklich behauptet. Aber unter seinem Sohne, dem unglücklichen Heinrich IV, wußten sich die deutschen Herzoge und Gra-

Gra-

Grafen den erblichen Besitz ihrer Aemter so glücklich anzumassen, daß man ihnen denselben gar nicht mehr streitig machte. In Frankreich ließen sich die Herren schon von Karln dem Kahlen (877) versprechen, daß die vornehmen Beamtenstellen der Herzoge und Grafen vom Vater auf den Sohn forterben, und daß die mit denselben verbundenen Dienstlehne in ein Eigenthum der damaligen Besitzer sich verwandeln sollten. In Italien war die Erblichkeit der Grafen- und Herzogsstellen auch schon eingeführt.

Die zum erblichen Besitze ihres gräflichen Bezirkes gelangten Grafen, und die reichen Edelleute, bauten sich nun, nach dem Beyspiele der Könige, als Heinrichs IV, auf Anhöhen Burgen oder Schlösser, die ihnen nicht nur Sicherheit, sondern auch eine angenehme Aussicht, gewährten. Von diesen Schlössern entlehnten sie späterhin einen Unterscheidungsnahmen. Nun hieß es nicht mehr bloß Friedrich und Otto, sondern Friedrich von Stausen und Otto von Nordheim, und zu Ende dieses Zeitraumes waren die neuen Geschlechtsnahmen in Italien, Frankreich und Deutschland schon ziemlich allgemein. Wäh-



Während daß der Adel zu immer größern Besitztungen gelangte, erwarben sich die Bischöfe und Prälaten auch ansehnlichere Güther und Einkünfte, welche nicht nur die Freygebigkeit frommer Seelen, sondern auch gute Wirtschaft, vermehren halfen. So wurde das Kirchengut des Bischofs oder Abtes immer ausgedehnter, und der Bischof oder Abt stellte nicht mehr blos einen Seelenhirten, sondern auch einen weltlichen Regenten vor, der sich mit tapfern Lehnsleuten versah, der seine Mannschaft ins Feld schickte, der wohl gar selbst zu Felde zog, der Münzen schlagen ließ. Die Bischöfe wurden zum Theil so reich und mächtig, daß ihnen der Gehorsam, den sie ihren Erzbischöfen leisteten, sehr zur Last fiel. Um sich demselben zu entziehen, benutzten sie oft eben so glücklich als schlau die Handel, die zwischen den verschiedenen Partheyen ihres Landes (z. B. unter Heinrich IV in Deutschland) vorfielen. Der Bischof trat da öfters zur Gegenparthey seines Erzbischofs. Er warf sich alsdenn in den päpstlichen Schutz. Zuweilen wurde ein Bisthum, wie z. B. Bamberg, Gallerti Weltg. 6r Th.      E c      berg,

berg, gleich bey seiner Stiftung, von der päpstlichen Gerichtbarkeit befreyt. Das Bestreben der Bischöfe, den entfernten Pabst zu ihrem unmittelbaren Aufseher zu bekommen, beförderten besonders die Grundsätze, die man aus Isidors \*) unechter Sammlung von Verordnungen der Kirchenversammlungen und der Päbste entlehete, und die unter andern die Absicht hatte, die Macht des römischen Bischofs, auch durch das unterdrückte Ansehn der Erzbischöfe und der Provinzialsynoden, immer höher zu treiben.

Die Welt wurde jetzt hauptsächlich durch Geistliche beherrscht. Dieß beweiset auch die Verfassung der oströmischen Reiche im südöstlichen Europa. Welch einen wichtigen Einfluß hatte nicht der Patriarch zu Constantinopel, hatten nicht die Hofprälaten auf das Schicksal des Thrones und des Reiches? Das griechische Kaiserthum, meistens der angebaute, volk- und geldreichste Staat in unserm Erdtheile, hätte bey einer einfachern, auf richtige Grund-

\*) Oben, S. 310.

Grundsätze gebauten Regierungsart, ein viel bedeutenderes Ansehn behaupten können. Die abendländischen Europäer erstaunten über die Größe, die Festigkeit, die Volksmenge und die Pracht der Hauptstadt Constantinopel, die ihrem Kaiser allein jährlich über 40 Millionen Thaler entrichtet haben soll. Es gab noch so viele andere ansehnliche Städte im griechischen Kaiserthume, daß man deren vom zweyten Range, die auf 50000 Einwohner hatten, eine beträchtliche Menge zählte. Manufakturen und Fabriken befanden sich in dem blühendsten Zustande, und die Kaiser hatten daher so reichliche Zuflüsse ihrer Staatscasse, daß einige derselben, wie z. B. Basilius, einen Schatz von 40 bis 50 Millionen Thaler sammeln konnten. Aber die großen Staatseinkünfte wurden durch Wirtreszen, Vethschweffern, Glücksritter und Verschnittene, die sich in die Regierung theilten, sehr oft auf eine schändliche Art verschleudert. Die Verschnittenen stellten nicht allein dirigivende Minister, sondern auch (wie Marses) Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande vor. Ueber die

Statthalter in den Provinzen, die sogenannten Katapane, wurde so wenig eine strenge Aufsicht geführt, daß sie sich alle Arten von Erpressungen erlauben konnten. Die Hofverfassung hatte ein asiatisches Gepräge. Man warf sich vor dem Kaiser nieder, man küßte ihm den Fuß, man nannte ihn Sebastos (den Heiligen). Der erste Minister nach dem Kaiser wurde Despot genannt. Nach den Hofbeamten, deren es sehr viele mit hohen Titeln gab, richtete sich der Rang der übrigen Staatsbeamten. An der Spitze des Hofstaates stand der Protovestiarius (der Oberaufseher der Garderobe); über das Justiz- und Finanzwesen hatte der Groß-Logothete oder Großkanzler, über die Landmacht der Groß-Domesticus (Oberkammerherr) über die Seemacht der Großherzog die Oberaufsicht.

In dem an das griechische Kaiserthum angrenzenden Königreiche Ungern hatte sich, erst zu Ende dieses Zeitraumes, eine regelmäßige, der deutschen ähnliche Verfassung entwickelt. Doch besaß der ungrische König eine uneingeschränktere Gewalt, als der deutsche.

Demselben

ben in der Versammlung der Herren zu widersprechen, wurde für ein grobes Vergehen gehalten, und das Urtheil über einen Edlen hieng, nicht so wie in Deutschland, von einem aus Standesgenossen besetzten Gerichte, sondern von dem Willen des Königes, ab. Die Ungern hatten also, wie man sieht, ihre orientalische Verfassung noch nicht ganz abgeschafft. In die Casse des Königes flossen zwey Drittel von allen Gerichtssporteln der 70 Gespanschaften, in welche Ungern getheilt war.

Auch die slawischen Staaten hatten sich indessen aus ihrem ehemals so rohen Zustande etwas herausgewunden. Der böhmische Staat scheint den Einfluß der Verbindung mit dem deutschen Reiche am frühesten gefühlt zu haben. Er konnte der deutschen Hoheit sich nicht lange entziehen, und er mußte demselben einen jährlichen Tribut von 500 Mark Silber, und 200 Kühen, entrichten. Der Herzog oder König nahm aber auf die deutsche Oberherrschaft manchmal wenig Rücksicht. Zuweilen gab es in Böhmen, so wie in Rußland, mehrere Herzoge auf einmahl. Der eine dersel-

ben stellte alsdenn den Großherzog, oder Großfürsten, vor. Die Herzoge ließen sich lange Zeit von den Edlen ihrer Nation wenig einschränken. In Polen gab es um diese Zeit noch keine eigentlichen Reichsstände. In Rußland mußte aber der Zaar bey wichtigen Angelegenheiten die Wojaren, die vornehmsten unter den Edeln, zu Rathe ziehen. In allen slawischen Ländern bestanden die Einwohner nur aus Freyen und Leibeigenen. Nicht nur die Ackerleute, sondern auch die Handwerker, waren Leibeigene, und es währte lange, ehe die Bewohner der Städte aus dem Stande der Leibeigenschaft sich ganz herausheben konnten. Die ersten und vornehmsten Bürger waren in Rußland Wälinger, und in den übrigen slawischen Ländern, Deutsche. Juden gab es, sowohl in Polen als in Böhmen, schon in großer Anzahl, und auch sie gehörten zu den Leibeigenen. Durch die Deutschen wurden die Polen mit dem Lehnswesen bekannt. In Polen ließ sich Boleslaw Chrobri die erste Grundsteuer entrichten, die zur Unterhaltung der die Gränzen bewachenden Kriegsleute bestimmt war

war. Sie betrug von jedem Pfluge einen Scheffel Getreide.

Von der Verfassung der europäischen Völker war die Staatseinrichtung der Araber, oder ihres Chalifats, gar sehr verschieden. Die Chalifen, die anfangs, während der Zeit, daß ihre Heere ein Land nach dem andern eroberten, oder gegen einander zu Felde zogen, kaum so gut als unsere jetzigen Dorfpfarrer wohnten; diese verwandelten sich endlich in orientalische Monarchen, denen ein weitläufiger und glänzender Hofstaat zu Gebote stand. Bis auf den Ali hatten sie ihren Sitz zu Medina. Ali verlegte ihn nach Kufa am Euphrat, und die Omaisjaden residirten zu Damask. Der 2te abalsidische Chalife Mansor baute Bagdad. Wenn ein Chalife seine Würde übernahm, so hielt er eine Anrede an das Volk, und bethete denselben vor, und das Volk bethete ihm nach. Wer ihm huldigte, trat auf die Tapete, auf welcher der Chalife saß. Auf die Tapete treten, hieß daher bey den Arabern so viel als huldigen, und eine Tapete unterbreiten, bedeutete so viel, als auf den Thron setzen. Eigentlich hätten

die Chalifen, als Mohamets Nachfolger, nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Oberhäupter des Staates seyn sollen. Nach 300 Jahren wurde ihnen aber die weltliche Macht von den Ober-Emiren aus den Händen gewunden, und 300 Jahre später blieb ihnen weiter nichts als der Titel übrig, und sie stellten jetzt wieder blos Oberpfarrer von Bagdad vor. Dieses traurige Schicksal zogen ihnen die Pachtstatthalter, und die türkischen Leibgardisten, zu. Den Chalifentitel maßten sich in der Folge auch andere arabische Fürsten an. So wurde aus dem omaijatischen Emir in Spanien endlich ein Chalif. In Sicilien gab es unter mehreren Emiren auch einen Großemir, der seine Residenz zu Palermo hatte. Die Regierungsverfassung war sowohl hier, als in Spanien, sehr regelmäßig eingerichtet. Das spanische Chalifat gehörte zu den ansehnlichsten Staaten in der Welt. Anfangs hatten in demselben nur die Araber das Recht, Waffen zu führen, Ehrenämter zu bekleiden, und keinen Tribut zu bezahlen. Aber in der Folge, als die Araber die Kriegsbegeisterung gegen den Hang zu einem bequemen und genußvollen Leben ver-

tausch-



tauschten, schafften sich die Chalifen eine Leibwache von Türken, Slavoniern und Dalmatiern an, welche die Araber oder Maurer allmählig von den besten Kriegsstellen verdrängten. Die Araber hatten nun eben das Schicksal, als die Römer. Die Nichtaraber, die aus allerley Nationen bestanden, befanden sich unter einem ziemlich drückenden Joche. Die Christen, die sogenannten Muzaraber, behielten zwar ihre eigne geistliche und weltliche Verfassung; sie mußten aber den zehnten, oder wohl gar den fünften Theil ihrer jährlichen Einkünfte, dem Chalifen geben. Die Juden waren in so großer Menge vorhanden, daß sie ganze Städte und Bezirke im Besitze hatten. In Sicilien machten die Araber, in der Mitte der Einwohner des Landes, ihre eignen Gemeinheiten aus. Jede hatte ihren Esti oder Faki (Pfarrer) und ihren Kadi (Richter). Ueber die Bezirke waren Emire gesetzt, die unter dem Großemir, und dem Divan zu Palermo, standen. Die Staatsbeamten und die Kriegskente wurden durch Grundstücke belohnt, die eine Art von Lehngüthern ausmachten. Die Moscheen hatten ihre besondern Grund-

stücke, die zur Unterhaltung des Gottesdienstes und der dazu nöthigen Personen, bestimmt waren. Der Pfarrer brauchte daher kein eigenes Grundstück. Der Großmir erhielt von dem, was die Abgaben einbrachten, nur seinen bestimmten Antheil. Sehr bald wurden auch in Sicilien die Anstalten und Zölle verpachtet, und sie brachten etwa 400000 Thaler ein.

In Ansehung des Kriegswesens herrschte, unter den Hauptnationen der damaligen Welt, eine ziemlich große Uebereinstimmung. Bey allen war der Bürger der Staates auch zugleich der gebohrne Vertheidiger desselben. Bey den Arabern stellten ihre Emire die Befehlshaber auf eben die Art, wie bey den Deutschen die Herzoge und die Grafen, vor. Bey den deutschen Königen waren die Lehnsleute die Krieger, auf die sie sich am meisten verlassen konnten. Doch hatte noch immer jeder Freye von einem gewissen Alter die Verpflichtung, dem Aufgebothe des Königes Folge zu leisten, und derjenige, der sich demselben aus Muthwillen entzog, war, wenigstens in Deutschland, in Gefahr, mit dem Tode bestraft

strafte zu werden, oder er mußte 3 Mark Silber erlegen. Die edlern Freyen dienten blos zu Pferde. So sehr sich der König Heinrich I angestrengt hatte, der deutschen Cavallerie mehr Gewandtheit zu geben, so kam sie den Griechen doch noch immer sehr schwerfällig vor. Der griechische Kaiser Nicephorus sagte es dem Gesandten Otto's I ins Gesicht, die Krieger seines Herrn könnten eben so wenig zu Pferde, als zu Fuße, dienen. An ihrer Unbehülfslichkeit wären ihre großen Schilde, ihre schweren Harnische und Helme, und ihre langen Schwerdter, Ursache. Bey den auf die Vorzüge ihres Kriegswesens so stolzen Oströmern waren die besten Soldaten Ausländer. Jede Provinz mußte zwar ihre bestimmte Anzahl von Recruten stellen; aber die Kaiser bekamen nicht allein von Völkern, die ihre Bundesgenossen waren, Kriegsleute, sondern sie nahmen auch große Schaaren von Slavoniern, Bulgaren und Normännern, oder Warägern, in Sold. Die letztern bildeten eine Art von militärischen Innungen, welchen jeder, der in dieselben aufgenommen wurde, ein gewisses Antrittsgeld bezahlte.

zahlte

zahlen mußte. Die Griechen hielten sie für ihre besten Kriegerleute. Sie machten die erste Leibwache d. r. Kaiser aus; sie begleiteten dieselben zur Kirche, paradirten bey Processionen, und zogen mit dem Kaiser zu Felde. Ihre Waffen bestanden aus einer Streitart, einem großen Spieße, oder einer Streitkolbe, und einem Schilde. So vortreflich aber manche einzelne Kriegerschaaren der Oströmer seyn mochten, so wenig verstanden sich doch die Feldherren auf die Taktik, und sie machten ihren Angriff gewöhnlich nur in einzelnen Abtheilungen, bey welchen die Ausführung eines großen Planes immer verunglücken mußte. Bey den Ungern, und bey den slawischen Völkern, herrschte noch sehr wenig eigentliche Kriegskunst. In Ungern stellten die Bewohner der Dörfer den 7ten, 8ten, 9ten, Mann, und die ungarischen Kriegerleute unterschieden sich von andern durch die Unsauberkeit, die man an ihren Waffen, und an ihrem Anzuge, bemerkte. In Böhmen schickte der Herzog, der ein allgemeines Aufgeboth für nöthig hielt, einen Weidenstreck umher, der jedem, der dem Aufgebothe nicht

nicht

nicht folgte, mit dem Aufhängen drohete. Die Böhmen führten Bogen und Spieße. Ihre Schilde waren weniger zierlich, als die deutschen. Von der Kriegszucht hatten sie gar keinen Begriff. Die Polen hatten unter ihren Waffen unter andern Streitkolben, und vergiftete Pfeile. Ihre Reiter waren nur einige Zeit hindurch geharnischt.

Die meisten Nationen in Europa, vornehmlich diejenigen, die von den Deutschen abstammen, hatten in ihrer Art, sich zu rüsten und zu fechten, manches übereinstimmende. Den vorzüglichsten Theil ihrer Kriegemacht stellte die Reiterhey vor, die aus den adligen Lehnsleuten, und andern Gutsbesitzern, bestand. Ein solcher adeliger Reiter zog aber nicht allein zu Felde. Er brachte noch einige adelige und unadelige Knechte mit, die ihm seine Waffen trugen, und seine Pferde besorgten. War er ein Besitzer großer Güter, so folgte ihm noch eine Schaar von 20, 30 und mehr Reitern, von welchen jeder wieder seine Knapen und Knechte hatte. Diese zusammen bildeten eine Reiter-schaar, die einer jetzigen Schwadron sehr äh-

ähnlich sah. Ein solcher ansehnlicher Vasall hatte seine eigne Fahne, sein eignes Panier; er wurde daher von den Franzosen ein Banneret genennt. Bey den Deutschen machte ein Edelmann, nebst seinen Reitern, eine Gleve, oder eine Lanze, aus. Fußvold gab es anfangs wenig. Es stand zwischen der Reiteren, und man brauchte es weniger zum Fechten, als zur Unterstützung der Cavallerie. Der unbändige Stolz der Ritter war Ursache, daß die Könige, besonders die französischen, das Kriegsvold der Städte zu heben suchten, daß aus Fußvold und leichter Reiteren bestand. Die Bewohner eines Kirchensprengels erschienen nun mit der Fahne ihrer Kirche.

Der Ritter hatte eine so vollständige Rüstung, daß er, zu der Zeit, wie es noch keine Kanonen gab, jedem Angriffe so ziemlich Trost biethen konnte. Vom Kopse bis auf die Füße geharnischt, und selbst sein Roß verpanzert, glich er einem eisernen Coloss. Den Kopf schützte der Helm, der bey Königen golden oder vergoldet, bey großen Vassallen silbern, bey dem hohen Adel stählern, und bey dem

dem niedern eisern, war. Mit demselben war man eben sowohl gegen den Stoß, als gegen den Hieb, sicher. Während des Gefechtes bedeckte das Gesicht ein kleines Gitter, das Visier genannt, das sich hinauf und herunterschlagen ließ. An dieses schloß sich die Kinndecke, an diese das Halsband, und an das letztere der Halskragen, alles von Eisen, fest an. Zur Zierde des Helmes diente eine Krone, eine Thierfigur, die in ältern Zeiten, nach dem Beyspiele der alten Deutschen, nicht selten einen ungeheuren und schrecklichen Anblick gewährte, in der Folge aber zierlicher und leichter eingerichtet wurde, und bey den Deutschen Kleinodien hieß. Der Halskragen stand mit dem Brustharnisch in Verbindung, der, so wie die Arm- und Beinschienen, von kleinen Eisenringen zusammengesetzt war. Der Harnisch lag auf einem mit Wolle durchnähten Wammes von seidnem Zeuge, oder auch von Leder. Ueber denselben warfen Fürsten, und andre große Herren, einen bis an die Knie reichenden Waffenrock von Gold und Silberstoff, oder von sehr feinem Tuche, der mit dem  
Feld-

Feldherrn-Gewande der Römer Aehnlichkeit hatte. Der auf verschiedene Art, doch meistens oben breit und unten spitzig gestaltete Schild, der von Holz und mit Leder überzogen war, hatte inwendig einen eisernen Ring zum Anfassen; auf seiner äußern Seite erblickte man das Waffenzeichen (Wappen) seines Herrn. Diesen Schild trug, außer dem Gesichte, der Knappe. Die Angriffswaffen der Ritter waren meistens solche, die man von den Römern entlehnt hatte. Der auf verschiedene Art gestaltete Degen war bald länger, bald kürzer, aber in beyden Fällen so breit, daß man mit demselben einen Menschen auseinander hauen konnte. Seiner Breite ungeachtet, war er nur einschneidig, aber dabey so schwer (5 Pfund) und so scharf, daß man mit demselben den Helm, den Harnisch und den Schild wenigstens zerbrechen konnte. Ausser diesem Degen oder Schwerdte führte der Ritter einen Dolch, mit welchem er dem niedergeworfenen Gegner, wenn er nicht um Gnade bath, die tödtliche Wunde zu versehen drohete. Das Hauptgewehr des Ritters war die aus sehr geraden, festen

festen



festen und doch nicht schwerem Holze, als von Fichten, Linden oder Eschen, verfertigte Lanze mit einer sehr gutgestählten Spitze, deren Ende ein breites Band, oder ein Fähnchen, zierte. Mit dieser rennte der Ritter gegen seinen Feind an, um ihn durch einen eben so glücklichen als heftigen Stoß aus dem Sattel zu heben. Zuweilen führte der damalige Reiter, vielleicht nur der leichte, einen Armbrust, der jedoch in Frankreich gleich nach dem ersten Kreuzzuge verschwand, und in der Folge in einer (1139) im Lateran gehaltenen Kirchenversammlung den Rittern feyerlich untersagt wurde. Ein sehr gewöhnliches Gewehr der Ritter wurde die Streitart mit zwey scharfen Seiten. Diese bedienten sich zuweilen auch der Streitkolben (eigentlicher Hirkules-Keulen) um die Waffen des Gegners zu zerbrechen, oder ihn selbst niederzuschlagen. So war die Rüstung der Ritter, oder auch andrer Reiter, beschaffen. Die Waffen des Fußvolkes bestanden hauptsächlich aus dem Armbrust, und der Hellebarthe. Jener, der schon den Alten bekannt war, vertrat die Stelle des Bogens.

Galletti Weltg. 6r Th.

D d

Die

Die Hellebarthe war ein kürzerer Speiß, dessen Eisen der Spitze eines Speißes, oder Kurzgewehres der jezigen Unterofficiere, gleich. Bogen und Pfeil kamen auch noch manchmal bey dem Fußvolke vor. Die Fußkrieger waren gegen den Angriff lange nicht so gut geschützt, als die Ritter. Ihren Kopf sicherte eine runde Mütze, und ihren Leib eine Jacke von Eisenringen. Ueber die legte trugen sie einen Rock ohne Ermel, der bis unter die Knie gieng.

Die Kriegsmusik dieses Zeitalters war meistens von den Römern entlehnt. Zur Zeit der Kreuzzüge hatte man einmahl gewundene Hörner mit Löchern. Die Trommeln und Pauken lernte man den Arabern ab. So wie jede Schaar ihre eigne Fahne hatte, so war jeder König und Fürst mit einer Haupt- und Leibfahne, mit einem Panier, versehen. Vorzüglich berühmt war die Hauptfahne der Könige von Frankreich, das sogenannte Driflamme, die entweder unter Chlodewig, oder unter Karln dem Großen, vom Himmel gefallen seyn sollte. Sie war von feuerfarbenem Taffet, vier-eckig,

eckig, ohne Zierrathen, und hatte drey Einschnitte. Die Lanze, an deren Spitze sie erschien, war vergoldet, und die Abtey zu St. Denis hatte die Ehre, ihr zum Verwahrungsorte zu dienen. Diese Fahne wurde in der Schlacht von einem der würdigsten Edelleute, in der Nähe des Königes, emporgehalten. Sank sie nieder, so war dieß ein Zeichen, daß der Monarch sich in Gefahr befand, und daß seine treuen Lehnsleute ihm zu Hülfe kommen sollten. Das Panier der mächtigen Vassallen war (wie unsere Standarten) viereckig, und ohne Spitze, oder Einschnitt. In Frankreich war es schon gewöhnlich, daß die Marschälle die Anführer der Reiterey vorstellten, und bald wurde der Conetable (Stall-Grav) der Obergeneral. Jeder Fürst, oder jeder mächtige Vassall, schmückte sich mit einer Scherpe oder Feldbinde von einer besondern Farbe, in welche die Unter-Lehnsleute ihre eigne Farbe einmischten.

Eigentliche Taktik gab es in diesem Zeitalter nicht. Die Ritter standen in einer schiefen Linie. Die leichten Reiter, und die Fuß-

daten, die sich auf den Flügeln und in den Zwischenräumen befanden, begannen den Angriff. Auch war es ihre Pflicht, den aus dem Sattel gehobenen, wegen ihrer schweren Rüstung ganz unbehüllichen Rittern, Beystand zu leisten. Eben dieser Umstand war Ursache, daß man hauptsächlich die Pferde der Feinde zu tödten suchte. Ueber die niedergeworfenen Ritter fiel die leichte Kitterey her, um ihre Rüstung mit der Streitart oder Streitkolbe zu zerschlagen, oder sie selbst mit dem Dolche zu durchstechen. Die Pferde konnten jedoch, da sie gleichfalls geharnischt waren, nicht so leicht tödtlich verwundet werden.

Da jeder Ritter für Zelte und Lebensmittel selbst sorgen mußte, so brauchte man auch keine Magazine anzulegen. Die Feldzüge dauerten aber auch gewöhnlich nur einige Monathe. Uebrigens war es Kriegsſitte, alles, was man nöthig hatte, den Bewohnern des feindlichen Landes wegzunehmen. Zum Transport der Lebensmittel, und des Gepäkes, dienten Maulthiere oder Pferde mit einer Tragbahre, die man auch anstatt der Pon-

Pontons brauchen konnte; doch hatte man auch schon eine Art von eigentlichen Pontons, die aus hölzernen Kästen bestanden.

Der Edelmann, der in diesem Zeitalter den eigentlichen Krieger bildete, kannte fast keine andere Beschäftigung, als den Gebrauch der Waffen. Seine ganze Erziehung war blos auf die Entwicklung kriegerischer Talente gestimmt. Alles, was er von seiner Kindheit an um sich sah, bestand in Waffen. In der Fertigkeit, mit den Waffen umzugehen, wurde er fast allein, oder doch vorzüglich, unterrichtet. Selbst der schwächste Jüngling gewöhnte sich, wenn er für den geistlichen Stand sich nicht gestimmt fühlte, allmählich an die mühseligen Leibesübungen, an die schwere Rüstung, an die geschickte Behandlung des raschen Streithengstes. Sein Körper, und sein Muth, nahmen zugleich an Stärke zu. So bildete sich der junge Edelmann zu einem rüstigen, an alle Mühseligkeiten gewöhnten, muthigen, aber auch trokigen Krieger! Er erwarb sich diese Bildung an dem Hofe des Königes, oder eines andern mächtigen Herrn, wo er als Schild-

knape die Kunst, zu gehorchen und zu befehlen, die Kunst des Krieges und der Galanterie, d. i. des feinem (höflichem Betragens,) lernte.

Das Betragen des Edelmannes verrieth aber immer vielen Troz, und viele Unbändigkeit. Einem Richter die Entscheidung seiner Handel zu überlassen, war seinem wilden Freiheitsgeföhle höchst unangenehm. Nichts schmeichelte demselben hingegen empfindlicher, als wenn er durch sein Schwerdt sich Recht verschaffen konnte. Die karlingische Monarchie hatte ihn noch mancmahl von gewaltsamen Ausschweifungen abgehalten. Seitdem aber mit der Einheit auch die Macht derselben verschwunden war, seitdem stellten die von deutschen Völkern beherrschten Länder, einen Tummelplatz unzähliger kleinen Kriege oder Fehden vor. Zum Glück fühlte der Edelmann noch Ehrerbietung für die Religion und ihre Diener, fürchtete er sich noch vor dem Zorne Gottes und seiner Heiligen. Schlaue Geistliche benutzten dieses Gefühl, um seiner Fehdesucht einigen Einhalt zu thun. Sie beredeten den kriegerischen Adel, einen Gottes-

frie:

den einzugehen, und zuerst am Sonntage und andern Festtagen, und hernach in der Hälfte der Woche, vom Mittwochs Abends bis Montags Morgen, die Waffen ruhen zu lassen. Wer dem Gottesfrieden zuwider handelte, wurde in den Bann gethan, und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. Wahrscheinlich kam der Gottesfriede in den Ländern auf den beyden Seiten der Pyrenäen zuerst auf. In Deutschland erschien er nicht eher, als unter dem Kaiser Konrad II. Da dieses fromme Mittel, den Fehdegeist einzuschränken, ziemlich wirksam war, so kam man in jenem Zeitalter, wo man überhaupt zunftmäßige Verbindungen liebte, auf den Gedanken, auch dem Ritterstande eine gesellschaftliche Einrichtung zu geben, und der damahls herrschende Mönchs- und Ordensgeist prägte sich auch dieser Einrichtung sehr bald ein. So entstand, wahrscheinlich gleichfalls in den Pyrenäen-Ländern, die im Mittelalter so ehrenvolle Ritterwürde.

Jeder Ritter konnte andre in seinen Stand aufnehmen, oder zur Aufnahme empfehlen. Diese mußten aber vorher eine Prüfung aus

halten, ob sie auch die zur Ritterwürde erforderlichen Eigenschaften besaßen. Ursprünglich durften nur wohlbegüterte, mit gehörigen Ahnen versehene Edelleute, auf dieselbe Anspruch machen. Prinzen und regierenden Herren wurde sie, gleich bey ihrer Wehrhaftmachung oder Volljährlichkeit, zu Theil; ja, diese wurden oft gleich nach der Taufe zum Ritter geschlagen. Andere mußten aber erst ihre Lehrjahre aushalten. Sie mußten an dem Hofe eines Königes, oder Fürsten, als Schildknappen, als Edelknaben, dienen. Die ärmern traf wohl gar das Schicksal, bey ihren reichern Mitbrüdern Stallknechte, Vereiter, Waffenträger abgeben zu müssen. Sie begleiteten den Ritter auf seinen Zügen, führten ihm sein Streitroß, trugen ihm seinen Schild, standen während des Gefechtes hinter ihm. In allen Leibes- und Waffenübungen mußten sie die größte Fertigkeit zu erlangen suchen. Vor dem 21ten Jahre konnte man nicht leicht Ritter werden. In Deutschland hieß man so lange Knappe, bis man zum Ritter geschlagen war, und es gab daher Knappen von 60 und 70 Jahren.



Einem wackern Knapen, dessen Vermögensumstände dem Glanze der Ritterwürde angemessen waren, ertheilte sein Meister oder Principal die Ritterwürde schon nach einigen Jahren. Er ertheilte sie ihm entweder feyerlich, oder bloß durch den Ritterschlag. Die feyerliche Aufnahme war mit manchen von der Religion geheiligten Gebräuchen verknüpft. Der Knapen mußte, in der Nacht vor dem Tage seiner Aufnahme, in einer Kirche oder Kapelle wachen; er mußte sich durch Fasten, Beten, Beichten und Abendmahl, auch wohl durch ein Bad, vorbereiten. Bey der Aufnahme erschien er in einem einfachen weißen Gewande, an der Hand einiger Paten oder Zeugen. Das Schwerdt, das man ihm überreichte, und das er auf den Knien liegend empfing, wurde vorher eingesegnet, und er legte vorher das eidliche Gelübde ab, die einem Ritter obliegenden Pflichten zu erfüllen. Sein bisheriger Meister, oder auch wohl ein anderer Ritter, gab ihm, nachdem man ihm die volle Rüstung angelegt hatte, mit dem flachen Schwerdte drey Schläge auf die Schultern, oder den Hals, wobey der Na-

me Gottes, oder eines Heiligen, angerufen wurde. Nun verfab man ihn auch mit Helm, Lanze und Schild, und der neue Ritter zeigte sich, während daß Trompeten und Pauken erschallten, den auf ihn gerichteten Augen des versammelten Volkes. Eine so feyerliche Aufnahme wurde selten nur einem, sondern mehreren, zu Theil. Denen, die nach den heiligen Orten wanderten, verlieh ein Bischof die Ritterwürde. Dieß geschah alsdenn in einer Kirche, während eines Hochamtes. Mancher erhielt die Ritterwürde, zur Belohnung seiner tapfern Thaten, auf dem Schlachtfelde. Mancher erhielt sie auch wohl vorher. Die Deutschen, und die Normänner, machten bey denselben selten große Umstände. Oft erklärte ein Ritter einen Knapen, der ihn gefangen hatte, auf der Stelle zu seinem Standesgenossen. Anfangs stand es in der Willkühr ritterbürtiger Leute, ob sie sich mit der Ritterwürde zieren wollten. In der Folge wurde es aber herrschende Sitte. Die Fürsten sahen es gern, wenn ihre Lehnsleute auch durch die Pflichten eines Ritters gefesselt waren. Mit der Auf-

nah-

nahme in den Ritterstand war gewöhnlich ein Ehrenmahl, und noch andrer Aufwand, verknüpft. Die Könige und Fürsten ließen sich daher, zur Befreyung desselben, von ihren Lehnsleuten einen Beytrag, eine Nothsteuer, geben.

Der Ritter hatte manche nach seinem Stande, und nach seiner Nation, verschiedene Pflichten. Anders waren sie bey dem regierenden Fürsten, anders bey dem Privatmanne. Spanien und Frankreich, Deutschland und Dänemark, Ungern und Polen, schrieben ihren Rittern verschiedene Pflichten vor. In manchen Ländern beschimpften Handlung und Künste den Ritter, in manchen andern (z. B. in Florenz und Genua) machten sie eine Hauptbeschäftigung derselben aus. In manchen Ländern forderte man von dem Ritter, das anständigste Betragen; in manchen andern nahm man ihm die größten Gewalthätigkeiten, und die unschicklichsten Handlungen, nicht übel. Der französische und spanische Ritter liebte Entführungen, und andre zärtliche Abenteuer, während daß der deutsche aus einer Fehde sich das größte Vergnügen machte. Im Ganzen

ge:

genommen hatten die Ritter mit den Lehnsge-  
nossen einerley Pflichten, nur war denselben  
fromme Schwärmerey oder Galanterie mehr  
oder weniger eingewebt. Die Vernachlässigung  
der Ritterpflichten zog Entsezung und andere  
harte Strafen nach sich, die jedoch nicht gar  
häufig zur Vollziehung gebracht wurden.

Der Ritter hatte manche Vorzüge, die sei-  
ner Würde einen besondern Glanz verliehen.  
Der stählerne Harnisch, der goldne Sporn,  
die Scherpe, kündigten ihn andern Leuten gleich  
als einen Ritter an. Als Ritter hatte er den  
Vorrang selbst vor den Prinzen, welche die ritter-  
liche Würde nicht zierte. Seitdem durch die  
Kreuzzüge die Ritterwürde für alle Personen  
vom hohen und reichen Adel ein Ziel ihres Be-  
strebens geworden war, seitdem gab die Benen-  
nung eines Ritters einen Ehrentitel aller Ed-  
len ab, die nicht regierende Herren waren.

Zu den besondern Vorzügen des Ritters  
gehörte sein Recht, an den Turnieren Antheil  
zu nehmen. Uebungen der Reiterey gab es  
von jeher, und von jeher haben diese, so wie  
unsere Revüen, zugleich ein angenehmes Schau-  
spiel

spiel verschafft. Schon zur Zeit der fränkischen Könige, und der griechischen Kaiser im 6ten Jahrhundert, gab es Ritterspiele, die den Turnieren ziemlich ähnlich waren. Ludwig der Deutsche, und Karl der Kahle, stellten bey ihren Zusammenkünften zu Straßburg und Worms Ritterspiele an, um den jungen Adel in den Waffen zu üben. Der deutsche König Heinrich I veranstaltete schon solche Ritterspiele, die mit allerley Feyerlichkeiten verknüpft waren. Sie hatten die Absicht, seiner Reitererey die zum glücklichen Gesechte gegen die Ungern erforderliche Gewandtheit zu geben, aber es waren noch keine eigentlichen Turniere; auch läßt sich an der Richtigkeit von Heinrichs Turnierordnung, die ein gewisser Georg Härner bekannt gemacht hat, mit Recht zweifeln. Das Wort Turnier war ja noch im 12ten Jahrhunderte den Deutschen ganz unbekannt. Das Vaterland der eigentlichen Turniere lag also wohl auffer Deutschland, vermuthlich auf der Südwestseite der Pyrenäen. Die Araber in Spanien hielten Armeidans, oder ritterliche Feste, in Gegenwart der Damen. Von ihnen

ent-

entlehnten wahrscheinlich die Spanier die Sitte, die Damen für die Mitterspiele zu interessieren. Von Spanien aus mag das veränderte Mitterspiel, oder Turnier, nach Frankreich gekommen seyn, wo ein gewisser Gottfried von Previlly, der um 1050 lebte, ihm eine gesetzmäßige Einrichtung gab. Die Engländer lernten die Turniere erst hundert Jahre später kennen, und überhaupt breitete sich der Geschmack an den Turnieren erst seit den Kreuzzügen recht lebhaft aus.

Wenn der König oder Fürst an seinem Hofe einen Turnier hielt, so machte ihm nichts eine größere Freude, als wenn er recht viele mächtige Lehnsleute um sich versammelt sah. Dies war überhaupt die Zeit, wo das Lehnswesen immer größern Beyfall fand, wo sich seine Rechte und Gebräuche immer mehr entwickelten \*). Ein europäischer Staat lernte dem andern die Lehnsgebräuche ab, und vornehmlich waren es die in der Mitte unseres Erdtheiles wohnende deutsche Völker, die sie aus

Bez

\*) Vergl. oben, S. 13.

Westen nach Osten verpflanzten. Das Lehns-  
wesen bildete sich aber in Frankreich, Italien  
und Deutschland an meisten aus.

So wie die Volksmenge, die besonders in  
diesem Zeitraume merklich zunahm, größer wur-  
de, so vermehrte sich auch die Anzahl derer,  
die sich Lehne, oder Lehnsleute, wünschten.  
Die Enkel reicher Güterbesitzer bekamen zu  
ihrem Antheile endlich ein so kleines Gut,  
daß ihnen ein Lehn sehr wünschenswerth seyn  
musste. In Deutschland bewarben sich, schon  
seit dem 10ten Jahrhunderte, die Edlen, unter  
die Lehnsleute eines Fürsten, oder Bischofs,  
aufgenommen zu werden. In der Folge dräng-  
ten sich die mächtigsten Fürsten zu den geistli-  
chen Lehnsböfen. Die Könige und Fürsten  
wetteiferten mit einander in Ansehung eines  
zahlreichen Gefolges. Sie bothen daher alle  
Mittel auf, durch die sie ihre Lehnsleute ver-  
mehren konnten. Eins der wirksamsten ver-  
schafften ihnen ihre großen Besitzungen. Die  
Lehnsleute gaben die Krieger ab, auf welche  
sich die Fürsten am meisten verlassen konnten.  
Wie angenehm war es also nicht, sich an der  
Epis-

Spitze einer recht zahlreichen Schaar tapferer Lehnsleute zu sehen! Bey Familienkriegen, die in diesem Zeitalter so oft vorkamen, war es ein ganz vorzügliches Interesse der Krieg führenden Fürsten, recht viele Edle des Vaterlandes für ihre Sache zu gewinnen. Durch welches Mittel konnte dies aber glücklicher bewirkt werden, als durch die reichliche Vertheilung ansehnlicher Lehngüter? Da die Zahl der Schlösser und Burgen sich so sehr vermehrte, so gab es auch immer mehr Burgmänner, und daher auch immer mehr Burglehne. Mit den Staaten vermehrte sich auch die Zahl der Lehnsleute. So kam es endlich dahin, daß fast jeder Edle entweder Lehnherr, oder Lehnsman, war. Einen Heiligen zum Lehnherrn zu haben, hielt man, bey der frommen Denkart dieser Zeit, für ein befondres Glück. Daher wurden den Stiftern und Klöstern so viele Lehne aufgetragen. Stifter und Klöster hatten oft in den entfernten Gegenden Lehngüter, die sie wieder andern übertragen mußten. Die Stifter brauchten aber überhaupt rüstige Vertheidiger ihrer Besitzungen, welche fromme

Müds



Milthätigkeit, und gute Wirthschaft, immer weiter ausdehnten. Daher gab es so viele Schutzvoigte und andre Lehnsleute der Stifter.

Wenn der Sohn des verstorbenen Lehnsmannes dem Lehnsherrn anstand, so ließ dieser leicht sich bewegen, ihm den fernern Besitz des Lehnguthes zu überlassen. So konnte ein Lehn bis auf den Enkel, oder Urenkel, kommen; so konnte es allmählig ein erbliches Eigenthum einer Familie werden. In der Folge durfte es auch unter mehrere Brüder getheilt werden; ja man ließ es wohl gar auf den Gemahl einer Tochter des Lehnsmannes übergehen. Die Erbllichkeit der Lehne kam zuerst im südlichen Europa, jenseits der Pyrenäen und Alpen, vor. Von da wanderte sie zu den Deutschen und Engländern. In Italien und Deutschland erscheint sie zuerst zur Zeit Konrads II (nach 1000). Die mächtigsten Vasallen, vor welchen sich die schwachen Regenten (z. B. ein Karl der Kahle in Frankreich, ein Heinrich II und ein Heinrich IV in Deutschland) fürchten mußten, ertröckten bald genug den erblichen Besitz ihrer Lehne.

Galletti Weltg. 6r. Th.      E e      Das

Das Lehnrecht bildete sich jetzt immer mehr aus. Der Lehnsmann mußte von edlem, oder wenigstens freyem Geschlechte, seyn; er mußte, sowohl wenn er das Lehn zum erstenmahl empfing, als wenn es von dem Vater auf ihn fortgeerbt war, dem Lehnsherrn mit Hand und Mund, ja wohl gar auf den Knieen liegend, in Gegenwart andrer Lehnsleute, seine Treue zuschwören. Der Lehnsherr sicherte ihm dagegen seinen Schutz zu. Eine Verletzung der Lehnspflicht belegte man mit dem Namen der Felonie, welche dem Urtheile der Lehnsgeossen unterworfen war. Der neue Lehnsmann war dem Lehnsherrn die Lehnsware, einen Beweis seiner Erkenntlichkeit, schuldig. War der Mannstamm des Lehnsmanns ausgestorben, so kehrte das Lehnguth, durch den sogenannten Anfall, wieder in den unmittelbaren Besitz des Lehnsherrns zurück. Gesah dieses zur Strafe einer vom Lehnsmanne begangenen Felonie, so nannte man es den Heimfall. Zu den Pflichten des Lehnsmannes gehörte es nicht nur, dem Lehnsherrn gegen alle seine Feinde beyzustehen, sondern er mußte ihm auch, wenn er in die Gefan-

gen-

genschaft gerieth, wieder auslösen helfen; er mußte ihn bey einem außerordentlichen Aufwande, z. B. bey der Ausstattung einer Tochter, unterstützen. Eben diese Pflichten lagen aber auch dem Lehnsherrn in Ansehung des Lehnsmannes ob.

Das in Europa jetzt so allgemein verbreitete Lehnswesen brachte, in der Verfassung unseres Erdtheiles, wichtige Veränderungen hervor. Der ehemahlige Heerbann der deutschen Völker verlohr sich immer mehr. An die Stelle desselben trat die Lehnsmannschaft, die, nicht so wie jener, von der Nation, sondern fast ganz allein vom Regenten, abhängt, und die Freyheit des Volkes unterdrücken half. Es gab außer den Lehnsleuten jetzt nur wenig Große, die sich im Besitze des Waffenrechtes befanden, und diese wurden von der Theilnahme der Nationalversammlung immer mehr ausgeschlossen. Die mächtigen Lehnsleute hielten nicht nur eine gewisse Anzahl von Unterlehnsleuten, die sie dem Dienste des Oberlehnsheerrn schuldig waren, sondern sie hatten auch noch eine große Menge von eignen Lehnsleuten, an deren Spitze sie manchemahl dem

Oberlehnsheern selbst trockten. In Frankreich, in Deutschland, in Italien war dies sehr oft der Fall. Eben diese Schaaren von eignen Vasallen waren auch eine der vornehmsten Ursachen der östern Fehden.

Lehnsleute brauchte man nicht allein zu Kriegsdiensten, sondern auch zu andern Berichtigungen, die am Hofe, im Haushalt, in der Küche, im Keller, an der Tafel, im Zimmer, auf den Güthern, in den Forsten u. s. w. vorkamen. Die Leute, die sich denselben unterzogen, wurden anfangs durch Kost, Kleider und Wohnung belohnt. In der Folge wußten sie gewisse Grundstücke und Einkünfte zu erlangen. Man gestand diese allmählig ihren Kindern und Enkeln zu. So wurden sie ein Eigenthum einer Familie. Man nannte solche erbliche Diener mit einem lateinischen Nahmen Ministerialien. Bey unsern Deutschen hießen sie Dienstleute. Zur Zeit der Karlinger stammten sie öfters von Leibeigenen, oder Freygelassenen, her. In der Folge nahm man sie aus dem Stande der Freyen, oder den Vorfahren des niedern Adels. Sie waren, ihrer bürgerlichen Rechte jedoch unbeschadet,

bet, gewissermaßen ein Eigenthum des Lehns-  
 herrn, weil sie, ohne Einwilligung desselben,  
 ihren Wohnort nicht verändern, nicht heyrathen  
 durften, weil ihre Kinder geborne  
 Dienstkleute waren. Die vornehmsten unter  
 denselben stellten die Marschälle, die Käm-  
 merer, die Schenken, die Truchsesse, vor.  
 Aus ihrer Mitte wurden auch die meisten Be-  
 amten genommen. Anfangs hatten nur Kö-  
 nige und Fürsten solche Dienstmänner; bald  
 schafften sich aber auch andre geistliche und  
 weltliche Herren solche erbliche Diener an,  
 und bald drängten sich selbst Hochadelige zu  
 solchen Dienstmannschaften.

Kaufleute, Handwerker, und Bauern wa-  
 ren, der Regel nach, von Kriegs- und Dienst-  
 lehen ausgeschlossen. Die freyen Leute, die  
 sich denselben vorzüglich widmeten, bildeten  
 daher in der Folge eine höhere Classe, woraus  
 unser jetziger niedrer Adel entstand. Der-  
 gleichen Edelleute wurden aber auch Bewoh-  
 ner der Städte. Wenigstens war dies im  
 innern Deutschland häufig der Fall. Eigent-  
 lich stellten sie anfangs die Besatzungen der  
 Burgen vor, aus welchen viele Städte ent-

standen. Die übrigen Bewohner der letztern bestanden aus hörigen Leuten (Leibeigenen), aus Dienstknechten, und fremden Schutzgenossen. Bürger nannte man die eigentlichen Mitglieder einer städtischen Gemeinde, die durch Handel, durch Künste und Handwerke, ihr Gewerbe, und ihren Wohlstand, immer blühender machten. Mit diesem Wohlstande wuchs aber auch zugleich ihr Hang zur Unabhängigkeit. Da die Herren, denen sie gehörten, ihr wachsendes Gewerbe blos als ein Mittel, mehr Abgaben zu erpressen, betrachteten; da sie in Ansehung der Jahrmärkte, Zölle, und Geleite, ein sehr eigenmächtiges Verfahren sich erlaubten, so brachten sie die Bürger der Städte, die auf ihre Menge und ihr Geld vertrauten, zu dem Entschlusse, von diesen lästigen Herren sich zu befreien. Erst suchten sie durch Verträge sich einige Freyheiten zu verschaffen; hernach behaupteten sie das, was man ihnen nicht gutwillig einräumen wollte, mit bewaffneter Hand. In diesem Streben nach Unabhängigkeit zeichneten sich zuerst die italienischen Städte aus. Einige derselben wußten es erst dahin zu bringen, daß sie sich  
ihre

ihre Obrigkeit selbst wählen durften. Sie kauften dem Kaiser oder seinen Statthaltern und Vasallen, manche Rechte ab, die ihre Freyheit zu sehr einschränkten. Am glücklichsten setzten sie ihre Pläne unter der schwachen Regierung Heinrichs IV durch. Nachdem sie von der Gewalt der benachbarten Baronen sich befreyt, nachdem sie die vor ihren Thoren angelegten Schloßer derselben zerstört, und ihrer Güther sich bemächtigt hatten, so wagten sie es endlich auch, entferntere Fürsten und Herren mit bewaffneter Hand dahin zu bringen, Mitglieder ihrer Stadtgemeinde zu werden, ihrem Magistrate zu schwören, ihre Abgaben zu theilen, ihnen ihren Beystand zuzusichern, und sogar eine bestimmte Zeit des Jahres hindurch innerhalb ihrer Mauern zu wohnen. Eben dieses Schicksal traf die Bischöfe, die, während der Regierung der Kaiser aus dem fränkischen Hause, nicht nur den Grafen ihre Gerichtsbarkeit und Einkünfte, sondern auch den Städten ihr Gebieth, entzogen hatten. Die Kaiser hatten in den vornehmsten Städten einen eignen Pallast. Dieser bürdete den Bürgern die Last auf, wäh-  
rend

rend des Aufenthaltes des Kaisers für den Unterhalt seines Hofstaates zu sorgen. Die Bürger von Pavia suchten sich daher, schon nach dem Tode Heinrichs II, von diesem Zeichen einer drückenden Oberherrschaft zu befreien. Sie rissen den Pallast nieder; doch mußten sie ihn in der Vorstadt wieder aufbauen. Desto glücklicher waren die Bewohner anderer Städte in Oberitalien; desto glücklicher war Venedig, Genua und Pisa.

Die Flüchtlinge, die sich den aus Fischern und Schiffern bestehenden Bewohnern der Inseln in den Lagunen Venetiens zugesellt hatten \*), waren jetzt mit denselben in einen Staat zusammengeschmolzen. Anfangs stand jede Insel unter ihrem eignen Tribun. Da diese aber zur gemeinschaftlichen Ausführung eines wohlthätigen Planes, öfters nicht zu vereinigen waren, so fand man es endlich (697) für gut, ihnen in der Person eines Doge (Herzogs) ein Oberhaupt zu geben. Seit der Zeit dehnte sich das Gebieth des kleinen Freystaates, vornehmlich auf der ihm gegen

\*) Theil V, S. 206.



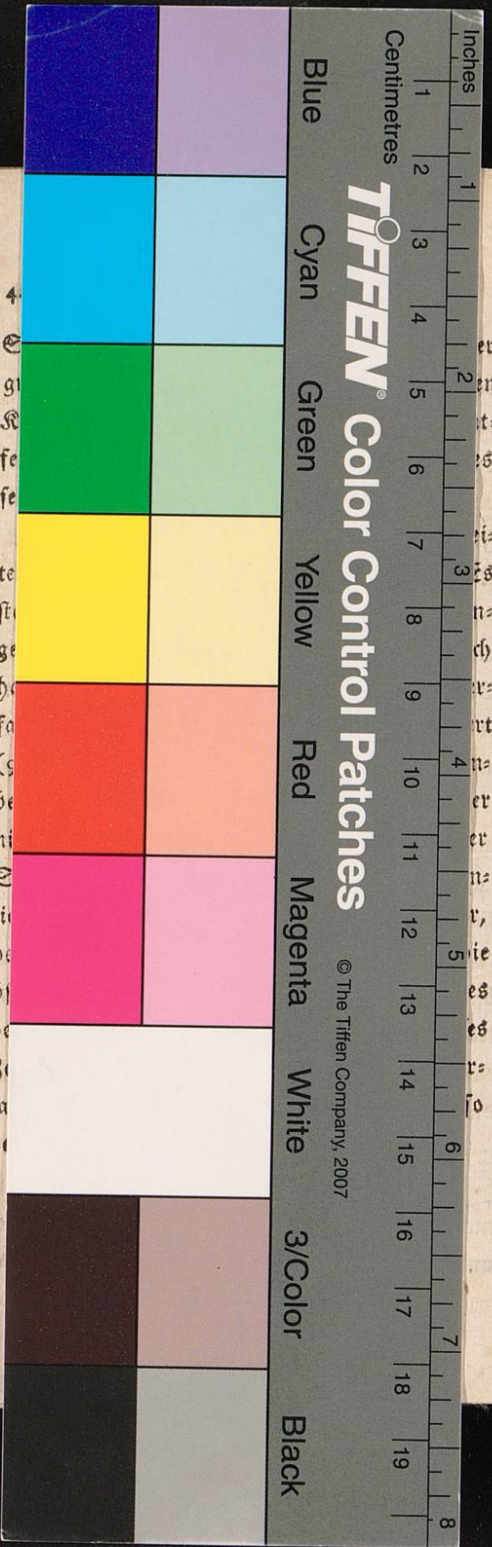
gegenüberliegenden Küste Dalmatiens, immer weiter aus. Als während des Streites, in welchen Karl der Große, wegen der Kaiserwürde, mit dem griechischen Kaiser gerathen war, die Truppen desselben die venetianischen Inseln verwüsteten, wählten ihre Häupter Nialto zum Hauptsitze ihres Staates, mit welchem die übrigen Inseln durch Brücken in Verbindung gebracht wurden. Mit kluger Vorsicht wußten die Oberhäupter dieser Inseln die Aufmerksamkeit der griechischen Kaiser, und der Beherrscher Italiens, von sich abzulenken, oder ihren Unwillen wenigstens zu vermeiden. Hierzu war ihnen jedoch schon ihre Lage in der unzugänglichen Ecke des nordöstlichen Italiens beförderlich. Durch die Capereyen der Araber und der Slawen (die an der östlichen Küste des adriatischen Meeres wohnten) wurden sie genöthigt, auf die Vermehrung und Verbesserung ihrer Schiffe, und auf die Anlegung fester Plätze, zu denken. Bald wurde ihr Handel und ihre Schiffahrt sehr beträchtlich. Sie fuhren bis nach Aegypten und Syrien. Sie lieferten den Sultanen und ihren Unterthanen Waffen, Schiffe und

Scla:

Skclaven. Die Sultane gestanden ihnen daher große Handelsfreyheiten zu, und noch vor den Kreuzzügen waren die Venezianer mit den entferntesten Küsten des mittelländischen Meeres sehr gut bekannt.

Genua diente zu Karls des Großen Zeiten zum Hafen für seine Kriegsflotte. Es stand unter der Aufsicht der von demselben angeordneten Grafen und Markgrafen; doch hatte es frühzeitig eine republikanische Verfassung. Aber noch im 10ten Jahrhundert (936) war die Seemacht der Genueser so unbeträchtlich, daß sie eine Flotte der Araber nicht abhalten, daß sie eine Verwüstung ihrer Stadt nicht verhindern konnten. Einen ähnlichen Freystaat stellte Pisa in Toscana vor, dessen Schiffe schon vor den Kreuzzügen die östlichen Küsten des mittelländischen Meeres besuchten. So keimte schon zu Ende dieses Zeitraums in Oberitalien republikanische Verfassung, die während der Kreuzzüge sich so herrlich entfaltete.

---



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8  
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

# TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

4  
g  
S  
fe  
fe  
te  
fi  
ge  
h  
fa  
(  
be  
ni  
e  
li  
de  
dy  
be  
S  
fa  
h

